4° L. eleg. m 52 h

<36605926240019
<36605926240019
Bayer. Staatsbibliothek

P. Veit pinx.

GERMANIA.

Deutſches

Stammbuch.

Herausgegeben

von

Eduard Duller.

Carlsruhe,
im Verlag von G. Braun.
(1837.)

4° L.eleg. m. 52 h

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

BG

Seiner Hoheit

dem Erbgroßherzoge

Ludwig

von Hessen und bei Rhein,

dem edlen, thatkräftigen Freunde der Künſte,

in

tiefer Verehrung dargebracht

von

Eduard Duller.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung VII

Zu den Kunſtblättern VIII

Gedichte von Anaſtaſius Grün 1

Winkelmann. In Cordova's Papieren aufgefundener Brief des Archangeli; mitgetheilt von Leopold Schefer 15

Gedichte von Nicolaus Lenau 44

Die Schiffe. Von Ferdinand Freiligrath 47

Die Volksgeiſter Griechenlands, Israels, Roms. Von Friedrich Wilhelm Carové 57

Sei getreu bis in den Tod. Von Henriette Ottenheimer 63

Aus den Papieren des Verſtorbenen 69

Gedichte von Juſtinus Kerner 83

Der Fürſt der Liebe (Bruchſtücke). Von Eduard Duller 85

Sinnbild. Von Guſtav Schwab 113

Wer hätte das gedacht? Novellette von Eduard Gehe 115

Gedichte von Ludwig Bechſtein 135

Ein Beſuch bei Juſtinus Kerner in Weinsberg. Von A. Freiherrn von Sternberg 139

Bruchſtücke eines Lehrgedichts. Von Friedrich Rückert 151

Kunſtblätter.

Compoſitionen:

Germania. Von Philipp Veit . . . . (Titelblatt.)

Jeremias. Von Eduard Bendemann 46

Fliehende Mailänder beim Einzug Friedrichs des Rothbarts. Von Julius von Schnorr 62

Die Strafe des Amor. Von Wilhelm Kaulbach 112

Mephiſtopheles als Fauſt belehrt die Schüler. Von Guſtav Nehrlich 134

Portraits.

Seite

Friedrich Rückert 150
Leopold Schefer 14
C. Spindler 168
Fürſt Pückler-Muskau in Afrika 68
Eduard Duller 84

Autographa

von

Ludwig Bechſtein 138
Ferdinand Freiligrath 56
Eduard Gans 114
Juſtinus Kerner 82
Fürſt Pückler-Muskau 68
Rahel 171
Friedrich Rückert 150
Emerentius Scävola 174
Leopold Schefer 14
Guſtav Schwab 173
C. Spindler 170
K. A. Varnhagen von Enſe 172

Lieder (Autographa)

von

Meyerbeer, Gedicht von Rückert.
Franz Lachner, Gedicht von Rückert.
Louis Spohr, Gedicht von K. Simrock.

Vorbemerkung.

Es war die Abſicht des Herausgebers, durch gemeinſames Wirken mit Gleichgeſinnten die verſchiedenartigen Beſtrebungen und Richtungen der deutſchen Productivität zu concentriren und das nationale Intereſſe allgemach auf einen Standpunkt zu leiten, von welchem aus jene ſich mit der Zeit als geiſtiger Organismus werden darſtellen können; eine Vermittlung des Intereſſes an den Werken zu jenem an den Perſönlichkeiten durch das Charakteriſtiſche dieſer letzteren ſchien für Erreichung eines ſolchen Zweckes nicht unwichtig noch überflüßig.

Wenn man nun in dieſem erſten Verſuche, die angedeutete Abſicht zu erreichen, noch manche bedeutende moderne Geiſtesrichtungen vermißt, ſo darf der Herausgeber ſtatt einer Entſchuldigung anführen, daß es von vornenherein ſeine Abſicht war, jene einem zweiten Jahrgange des deutſchen Stammbuches vorzubehalten.

Zu den Kunſtblättern.

Germania. Von Philipp Veit. Dies Frescogemälde, nach welchem der Kupferſtecher das Titelbatt gefertigt, befindet ſich in einem Saale des Städel'ſchen Inſtitutes in Frankfurt a/M., welchen der Meiſter mit einer Compoſition: „Die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland durch Bonifacius und der Einfluß desſelben auf Geſittung, Wiſſenſchaft und Kunſt" ſchmückte. Zwei allegoriſche Figuren: Italia und Germania ſchließen ſich an das ebengenannte mittlere Bild. Philipp Veit iſt zu Berlin im Februar 1793 geboren, erhielt ſeinen erſten Unterricht im Zeichnen bei Mathäi in Dresden, kam dann nach Wien, und im Jahr 1815 nach Rom, wo er mit Overbeck, Cornelius und Wilhelm Schadow zuſammen lebte und wirkte. Seit dem Jahre 1830 befindet ſich Veit, als Direktor der Kunſtſchule des Städel'ſchen Inſtituts, in Frankfurt a/M.

Jeremias. Von Eduard Bendemann. Das großartige Oelgemälde, deſſen Hauptfigur der trauernde Prophet, hier in einer Steinzeichnung geboten wird, befindet ſich im Beſitze Sr. königl. Hoheit, des Kronprinzen von Preuſſen.

Eduard Bendemann, einer der genialſten Repräſentanten der Düſſeldorfer Schule, iſt am 3. Dezember 1811 zu Berlin geboren, und genoß bis 1826 daſelbſt den Unterricht Wilhelm Schadow's, welchem er 1827, fünfzehn Jahre alt, nach Düſſeldorf folgte, wohin dieſer als Direktor der Kunſtſchule abgegangen. Im October 1830 reiſ'te Bendemann mit Sohn und Hildebrand nach Italien und ſtudirte dort mit dieſen beiden und mit Schadow und Hübner die Kunſtſchätze. 1831 kehrte er nach Düſſeldorf zurück. Im zwanzigſten Jahre vollendete er dort ſeine „trauernden Juden", das erſte Glied einer Trilogie, in welcher „der Prophet" das Mittelglied bildet, und mit deren Abſchluß (in einer großen allegoriſchen Compoſition) er ſich jetzt beſchäftigt.

Fliehende Mailänder beim Einzug Friedrichs des Rothbarts. Von Julius Schnorr von Karolsfeld.

Dieſe Gruppe iſt einer größeren Compoſition aus dem Leben Barbaroſſas entnommen, welche (in Enkauſtik auszuführend) einen der drei Feſtſäle in dem Neubau der königlichen Reſidenz zu München ſchmücken wird. Veit Julius Schnorr von Karolsfeld iſt am 26. März 1794 in Leipzig geboren, ein Bruder Ludwig Schnorrs in Wien. In ſeinem ſechzehnten Jahre reiſte er zu dieſem, und nach Beendigung des Freiheitskrieges nach Italien, wo er in der Villa Maſſimii in Rom Fresken nach Arioſt malte und dem Kronprinzen von Baiern (jetzigem Könige) bekannt wurde, welcher ihn 1827 als Profeſſor nach München rief. Dort malte er in der neuen Reſidenz Compoſitionen aus den Nibelungen al fresco, und beſchäftigt ſich jetzt mit den cycliſchen Darſtellungen aus der deutſchen Kaiſergeſchichte.

Die Strafe des Amor. Von Wilhelm Kaulbach. Dieſe Compoſition gehört in den Freskencyclus Amor und Pſyche, welchen Wilhelm Kaulbach im Palais des Herzogs Max von Baiern ausführte. Wilhelm Kaulbach iſt 1805 zu Arolſen im Fürſtenthum Waldeck geboren. Bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre genoß er bei ſeinem Vater, einem Goldſchmiede, Unterricht im Zeichnen, dann ging er auf die Düſſeldorfer Akademie, welche damals unter der Leitung von Cornelius ſtand, der ihn 1826 nach München berief, um dort eines von den Deckengemälden im Odeon, „Apollo bei den Muſen" auszuführen. Er malte ſpäter in den Arkaden des Hofgartens, die „Flüſſe" und in der neuen Reſidenz Compoſitionen nach Klopſtock, Wieland und Göthe. Seine neueſte koloſſale Compoſition iſt die Geiſterſchlacht.

Mephistopheles als Faust belehrt den Schüler. Von Guſtav Nehrlich. Aus dem Cyclus der 16 Compoſitionen zu Göthe's Fauſt, welchen der Dichter ſelbſt ſein lebhafteſtes Intereſſe zuſprach. Guſtav Nehrlich iſt geboren in Carlsruhe am 24. Oct. 1805. Er hielt ſich längere Zeit in Paris und München auf und lebt jetzt hauptſächlich als Portraitmaler vielbeſchäftigt, in Carlsruhe. Seine geiſtvollen Umriſſe zieren das Carlsruher Unterhaltungsblatt. Aus Auftrag des Fürſten Demidoff hat er in der neueſten Zeit das jüngſte Gericht componirt.

Gedichte

von

Anastasius Grün.

Einem Freunde.

1.

Glücklicher, dir ward gegeben
Gar ein ſchöner, großer Schmerz
Für dein ganzes, reiches Leben,
Für dein ganzes, volles Herz!

Eine Sonnenblume deuten
Möcht' ich deinen tiefen Schmerz,
Der, all' deine Tageszeiten
Grüßend, kreiſet um dein Herz.

Wär's nur Unkraut kleiner Schmerzen,
Unmuths dürftig Dornenreis,
Spräch' ich: Reiß' es aus dem Herzen,
Gib es allen Winden preis!

Spräche: Laß' es nicht umſtricken,
Wuchernd, deinen Lebenspfad,
Laß das Schlingkraut nicht erdrücken
Deine junge Roſenſaat!

Doch es ward im Gartenraume,
Welchen ſonſt du nennſt dein Herz,
Wohl zum höchſten, grünſten Baume
Dieſer große, heil'ge Schmerz.

Eine Palme, der Gehege
Deines Gartens Kron' und Preis,
Und zu der ſich alle Wege
Schlängeln ſchön zurück im Kreis!

Die ihr Haupt hoch in den Himmel,
Wurzeln tief zur Erde kehrt,
Daß du zweifelſt, ob dem Himmel,
Ob der Erde ſie gehört?

Und ſo ſteht ſie zwiſchen beiden
Eine ſchöne Mittlerin!
Tief zu ihren Füßen weiden
Blumenheerden in dem Grün.

Laß kein Blättlein ihr entwenden
Durch der Lüfte Schmeichelſpiel!
Laß unheil'ge Hand nicht ſchänden
Ihres Stammes ſchlanken Kiel!

Halte fern die Epheuranken,
Welche Menſchentroſt drum ſchwellt,
Die den Baum nicht machen wanken,
Doch durch die ſein Schaft entſtellt!

Nicht bedarf's, ihn zu begießen,
Deiner Thränen köſtlich Naß;
Früh- und Abendthaue fließen
Ja auf ihn ohn' Unterlaß!

Aus den ſtillen grünen Matten
Rag' er ſchweigend, hoch, allein!
Einſt in ſeinem Abendſchatten
Wird ein ſüßer Schlummer ſein.

2.

Einſt an jenem großen Tage,
Wenn wir treten allzumal
An des Ew'gen Hofgelage
In den offnen Himmelsſaal.

Da wird bang manch Herz erzittern,
Scheu geſenkt ſein manch ein Blick;
Doch **dein** Herz, das wird nicht zittern;
Und nicht ſenken ſich **dein** Blick.

Und dein Fuß, er wird nicht wanken,
Schreiten wirſt du feſt und g'rad',
Nicht wie Einer, der zu danken,
Nein, wie der zu fordern na'ht,

Wie im Fürſtenſaal der Arme
Stolzen Aug's es rings erblickt,
Daß mit ſeinem Schweiß und Harme
Sich die Majeſtät hier ſchmückt!

Wenn da zu des Ew'gen Füßen
Du den Blumen-Ozean
Sieh'ſt in Farbenwogen ſprießen,
Ruf'ſt du kühn und frei hinan:

„Herr, von dieſen Roſen eine
War ſchon einſt als Knospe mein!
Arm ward ich, ſeit ſie die deine,
Du nicht reicher, ſeit ſie dein.“

Eine Glorie ſiehſt du wallen,
Die das Haupt des Ew'gen kränzt,
Aus den Morgenröthen allen,
Die der Erde je geglänzt.

Ohne Scheu wirſt du nun fragen:
„Herr, vom Lichtkranz, der dich ziert,
Hätte meinen Erdentagen
Nicht wohl auch ein Strahl gebührt?“

Harfen ſchlagen Engelchöre
Um des Allgewalt'gen Thron,
Und du rufſt mit einer Zähre
Furchtlos, doch im Schmerzenston:

„Herr, es war zum Erdgeleite
Einer dieſer Engel mein!
Du nahmſt mir ihn von der Seite,
Hieher wankt' ich nun allein!“

Lieder aus dem Gebirge.

1. Elfe und Kobold.

Auf der Alpenwieſe Ferne
Steh'n der Sennenhütten zween,
Ihre Giebel kränzen Sterne,
Blumen Wacht zur Schwelle ſteh'n.

In dem Moos der einen Hütte
Schläft die blonde Sennin leis;
Welches Alpenkind beſtritte
Ihr der Schönheit erſten Preis?

Daß mein Aug' noch Schönres labe,
Müßt' ich wandern wahrlich weit,
Wenn, du ſchöner Jägerknabe,
Nicht ihr lägeſt hier zur Seit'!

Und der Elf', der weiße Kleine,
Der dieß Hüttlein treu bewacht,
Legt zu Häupten ihnen eine
Friſche Roſenknospe ſacht.

Als das Knöspchen aufgegangen
War zur blüh'nden Roſe kaum,
Hat die Schlummernden umfangen
Gar ein lieblich ſüßer Traum. —

In dem Moos der andern Hütte
Schläft die braune Alpenmaid;
Welch' Gebirgskind wohl beſtritte
Ihr den Preis der Häßlichkeit?

Daß Unhold'res ich entdecke,
Müßt' ich wandern wahrlich weit,
Wenn du Köhler, ſchwarzer Recke,
Nicht ihr lägeſt hier zur Seit'!

Der Kobold, der braune Kleine,
Der dieß Hüttlein treu bewacht,
Legt zu Häupten ihnen eine
Friſche Roſenknospe ſacht.

Als das Knöspchen aufgegangen
War zur blüh'nden Roſe kaum,
Hat die Schlafenden umfangen
Gar ein lieblich ſüßer Traum. —

Morgens als erzählt ihr Träumen
Dieſes ſich und jenes Paar,
Mocht' es ſich gar ſeltſam reimen,
Daß derſelbe Traum es war!

Morgens als im Himmelsgarten
Früh der liebe Gott ſpaziert,
Seine Blumen mild zu warten,
Deren Pracht ſein Haus umziert;

Fand er alle blüh'n zum Beſten,
Sonnenroſen üppig glüh'n,
Feuerbüſch' in Flammenäſten,
Sternenblumen duftig ſprüh'n;

Nur vom blühendſten Geſträuche,
Das ganz voll von Roſen ſtand,
Kamen Nachts ihm zwei ganz gleiche
Schöne Knospen heut' abhand.

2. Der Friedhof im Gebirge.

1.

Friedhof der Alpen, deine Hügel ſchwellen
So friedensgrün am Tannenwald vor mir,
Als ſchlüge ſeine leiſen, grünen Wellen
Der ſtille Ozean des Todes hier.

Nicht haſt, dem Friedhof gleich der Stadt, umzogen
Mit blanken Mauern du den Wellenſchwall!
Die ſanften Hügel, als empörte Wogen,
Durchbrächen, überfluthend, bald den Wall!

Auf ihnen wogen nicht in fahlem Schimmer
Steinkreuze, Säulen, Katafalke fort,
Und Urnen, Pyramiden, gleich wie Trümmer
Vom Wrack des Lebensſchiffs, geſtrandet dort!

Nein, ſie verſpülen ſanft und frei! — Entſtiegen
Iſt draus ein Kreuz allein, kunſtlos und ſchlicht,
Als Leuchtthurm wohl, der, wenn die Sterne ſchwiegen
Auf dieſe dunkle See ausgießt ſein Licht.

Der Vollmond quillt durch dunkle Tannenreiſer
Und mündet ſeinen Lichtquell wellenwärts,
Die Waldeswipfel flüſtern immer leiſer,
Und ſtiller Meeresfahrt gedenkt das Herz.

Du träumſt, dein Haupt verhüllt in Silberſchleiern,
Und ahnſt, o Tannenbaum, wie du als Kahn
Einſt wirſt hinaus ein Kind des Friedens ſteuern
In dieſen grünen, ſtillen Ozean!

2.

O Tod, du warſt, Ungleiches auszugleichen
Ein bischen allzudemagogiſch hier!
Ach, keine Inſchrift und kein Liebeszeichen,
Nur leiſes Ahnen nennt die Schläfer mir!

Ein Hirte wohl ruht hier im duft'gen Raſen!
Ich ſeh' ja frei um ſeinen grünen Rain
Die Alpenheerde in den Kräutern graſen;
Und wo die Heerde, muß der Hirte ſein!

Ein Jäger träumt da unter kühler Decke:
Mir ſagt's das Rehlein, weidend hier bei Nacht,
Als ob es ſanft die todte Hand ihm lecke;
Wem wäre ſonſt ſo ſüße Rach' erdacht?

Ein Schnitter ſchlummert dort am fernen Saume:
Ich ſeh' es an der Blumen ſeltnem Tanz,
Als wühle ſeine Hand darin im Traume,
Zu flechten ſie zum heitren Erntekranz! —

Doch will zum Grab des Lieben Liebe wandern,
Auf welches ſtröme ſie den Thränenzoll?
Nun, was verſchlägt's, erquickt er einen Andern,
Zu dem vielleicht noch keine Zähre quoll?!

O Trauer, ſuchſt du nur nach Einer Welle?
Und iſt das ganze dunkle Meer doch dein!
Dünkt dir ein einzig Sternlein tröſtendhelle?
Dein ſoll der ganze Strahlenhimmel ſein!

O Liebe, ſpähſt du nur nach Einem Halme?
Die ganze Erde fiel dir ja zum Loos!
Verletze ob der Tanne nicht die Palme,
Und ob der Roſe nicht das arme Moos!

3. Des Zechers Grab.

Der Bach tief unterm Klippenhang
Rauſcht in Sirenenſängen,
Daß, hart am Felsrand, ſchwindelsbang,
Gekrümmt die Fichten hängen.

Am Kreuz von Holz ſpricht noch davon
Die Schrift mit trunknem Lallen,
Daß ein bezechter Alpenſohn
Sich hier zu Tod gefallen.

Und wie ich lauſchend Aug' und Ohr
Geneigt zur Abgrundstiefe
Da war mir's, als ob draus empor
Dumpf eine Stimme riefe:

„Zechbrüderlein, hilf mir doch aus
Dem Felſenkeller wallen!
Sieh, in ein leeres Faß, o Graus,
Bin ich dahier gefallen!

„Durchs Spundloch leuchtet karg und gelb
Der Tag in meine Tonne:
Dein Himmel iſt mein Faßgewölb,
Mein Spundloch deine Sonne!

„Und wenn dieß karge Licht verſchwand,
Dann funkelt Weinſteinglimmer
An meines Faſſes dunkler Wand!
Du nennſt es Sternenſchimmer!

„Was rauſcht da? Weinfluth hör' ich voll
Aus offnem Zapfen jagen!
Dir iſt's ein Bach! Nein, Waſſer ſoll
Sich doch zu mir nicht wagen!

„Träum' ich im grünen Friedhofraum
Bei Brüdern und Geſpielen,
Wo Engel unſrer Stirne Saum
Mit Tannenreiſern kühlen?

„Nein, Weinlaub ſeh' ich über mir
In Kränzen lieblich ſchwanken!
Sprich oder weh'n um Klippen hier
Nur loſe Epheuranken?

„Ach, und zerfiel ſich nicht mein Leib
An Klippen und in Lüften?
Wie Weinesblüth' und Moſt zerſtäub'
Er froh in Schaum und Düften! —

„Doch du, herabgeneigt zum treu'n
Vaſallen mächt'ger Fäſſer,
Dein Rauſch von Lenz und Sonnenſchein
Iſt er ſo gar viel beſſer?

„Wohl biſt, wo ſtrauchelnd ich geſchwankt,
Du ſacht vorbeigeglitten;
Doch bin ich oft, wo du gewankt,
Aufrecht und feſt geſchritten.

„O ſchlürf' ihn ganz den Goldpokal
Von Frühlingsduft und Roſe,
Von Freiheit, Licht und Sonnenſtrahl
Und Nachtigallgekoſe!

„Ein ſüßer Taumel hebt den Schritt
Den Zechern und den Dichtern,
Wo ſcharfer Kies die Ferſen ſchnitt
Den Armen, die da nüchtern!

„In dieſen Abgrund ſinkſt du nicht,
Doch anderswo in einen!
Geb' einen Traum, ſo ſchön und licht,
Der Herr dir dann, wie meinen!"

4. Die Muſe vor Gericht.

Komm', Muſe meines Liedes, komm' in's wilde
Steinklippenthal der Urwaldsnacht mit mir!
Vor jener Eichen alter Richtergilde
Dort ſpräch' ich gern ein ernſtes Wort mit dir.

Nicht g'nügt's, daß dir der Markt, der leichtentzückte,
Des Lob's Almoſen zuwarf manchesmal,
Manch allzumilder Freund die Hand dir drückte,
Und Beifallswort ſich ſeinem Mund entſtahl! —

Kein Menſch ſchritt je den Waldpfad, den wir wählen;
Horch, von den Zweigen träuft der Vögel Sang
Wie Frühthau auf die Blumen unſrer Seelen!
Ach, er verſtummt bei unſrer Schritte Klang!

Sie ſangen nicht, um unſrem Ohr zu dienen,
Und Lerchenweiſen lallt der Finke nie:
Mein beſſer Seelentheil wohl ſang aus ihnen!
Sprich, Muſe meines Lied's, thuſt du wie ſie? —

Ein Blüthenbaum verlor ſich dort zu Eichen,
Die blüthenlos, wenn ſonſt auch ſchön und grün;
Doch er kann anders nicht, als Blüthen reichen;
Nur Axt und Blitz verlehrten ihn ſein Blühn!

Froh wiegt er ſein Gezweig im Sonnenlichte!
Dem Blitz einſt ſchlägt ſein blumiges Geſträuch,
Die blüh'nde Waffe er in's Angeſichte!
Sprich, Muſe meines Lied's, thuſt du's ihm gleich?

Todt morſcht am Grund dort eine alte Eiche;
Manch hundert Lenze füllten einſt ihr Mark,
Gleichgültig steh'n die Brüder um die Leiche,
Sind alle ja noch laubig, grün und ſtark!

Der Vogel, der des Baumes Lenzgefühle
Von ſeinem Blatt einſt las und ſtatt ihm ſang,
Der liederreiche, düngt in Gartenkühle
Jetzt Blumen fern zu Duft und Blüthendrang.

In dunkler Nacht, wenn Stern' und Mond nicht glänzen,
Umquillt phosphoriſch Licht den morſchen Baum:
Traun, ihn umwallt von ſeinen todten Lenzen
Ein leuchtender und ſchöner Grabestraum!

Denkſt furchtlos du's, daß, wenn in Waldesdüſtre
Fern und vergeſſen ſich mein Hügel hebt,
Kein lichter Traum von dir mir's ſo auch flüſtre,
Daß kein verlornes Leben ich gelebt?!

Sprich, wird einſt meines Jugendliedes Roſe
Dem greiſen Haupt nur Flitter, daß ſich's ſchämt,
Nicht Schmuck, dem Kranz von Epheu gleich und Mooſe,
Der dort das kahle Felshaupt ſchön verbrämt? —

Das Bächlein ſchlägt ſich tapfer hier durch Klippen,
Ein Roſenzweig wiegt auf den Wellen ſich;
Der wuchs nicht hier aus dieſen Felſenrippen,
Er mahnt an ſchönres Land, das es durchſtrich!

Das Bächlein bangt nicht, daß die Klippe zürne,
Wenn's frei der nackten zeigt, was ihr gebricht,
Und neben ihrer finſtern Felſenſtirne
Die Stern' ob ihr auch ſpiegelt rein und licht!

Haſt du auch frei und ohne Furcht und Lüge
Stets, Muſe meines Lied's, geoffenbart
Die Ahnungsroſen deiner Seelenzüge,
Die Glaubensſterne deiner Geiſterfahrt?

Blick in die ſtrengen Felſenangeſichter,
Sie ſprechen dir dein Urtheil unerweicht!
Lies es im grünen Blatt, das dir dein Richter,
Der Waldbaum, ahnend, nur mit Zittern reicht!

Sprichts dich nicht frei, dann wage nie zu ſchreiten
In dieſes Waldes Dom, deß Fluch dich bannt,
Der Sünd'rin gleich, die einſt in alten Zeiten
Im Bußhemd vor der Kirchenpforte ſtand!

Der Armen reichen im Vorüberſchweben
Ehrſame Bürger Mitleidsſpenden mild;
Wer kann ihr Reinheit, Ehre wiedergeben,
Und Troſt und Segen, der im Dome quillt?

Lebenslied.

Wir schlafen die Sterne
Am Morgen hinab,
Und träumen die Sonne
Hervor aus dem Grab.

2/ Wir spielen den Frühling
Vorüber als Kind,
Das Leuchten, das Donnern,
Den Herbst und den Wind.

Wir weinen die schöne
Geliebte heran,
Und lieben die Kinder
Zu Jungfrau und Mann!

4/ Wir lieben zu Göttern
Uns eigen und frei,
Und lächeln die Wolken
Am Himmel vorbei.

So mächtig, allmächtig
Beweist sich der Geist!
Daß Himmel und Erde
Ein Zaubrer umkreist!

Drum schlafe die Erde
Im Tode hinab,
Und sehne den Gott dir
Hervor aus dem Grab!

Leopold Schefer.

LEOPOLD SCHEFER.

Winkelmann.

In Cordara's Papieren aufgefundener Brief des Arcangeli.

Mitgetheilt

von

Leopold Schefer.

Trieſte den 8. Juni 1768.

„Margherita! Margherita!“

„Zweimal rufe ich Deinen Namen an! Ich, Arcangeli bin es! Du ſtehſt vor mir, kennſt Du mich nicht mehr? Du zitterſt, Du ſinkſt! Ich ergreife Dich, ich lehne Dich hin — Du ſtößeſt einen Schrei aus vor meiner blutigen Hand — ja, ſie iſt blutig, ich halte ſie hoch in die Höhe! Denn ich habe Dich errettet, Deine Seele errettet — und ſo tobt es weniger in mir. Nun weißt Du auch: Wer ermordet iſt, wer todt da liegt! Wer bald todt liegen wird, wie er; — Margherita! Margherita!

So iſt es gekommen. So mußte es kommen. Solche Dinge kommen ſo — o ſo natürlich, ſo leiſe, ſo leiſe-gewaltig; dahin führen ſie wie in eiſernen Wänden, ſo eng, daß man nicht einmal umkehren kann. Du nicht. Ich nicht. Er nicht. Er wird nicht umkehren. Er ſollte auch nicht.

„Liebe Margherita,“ trieb es mich Dich zu nennen. Aber das weißt Du ja, oder magſt es nicht wiſſen. Darum hab' ich's vergeſſen; das Wort wollte wieder herauf, wie eine hineingetrunkene kleine Schlange, die in mir groß geworden; da würgt' ich es wieder hinunter. Aber ſie iſt mir in die Fauſt gekrochen, in das Meſſer — dann war ſie weg. Sonderbar, aber wahr, mir iſt wie einem Gewitter zu Muth, das eingeſchlagen hat, nachdem es ſich lange ſehr übel befunden. Nun verrollt es den Donner, ſtürzt Regengüſſe hinunter, wälzt ſich am Himmel dahin, wie ſelber von ſeinem Schlage getroffen, verregnet, vermurmelt, verzieht ſich — und der Himmel wird heiter, und wer hinaufſchaut, der verwundert ſich über die blaue friſchhauchende Leere. Wahrlich, ich habe geweint. Ich habe geſchlafen. Ruhig geſchlafen, nicht wie ein Reiner, ein Seliger, ſondern wie Einer, der ſelig gemacht

hat und rein, wenn Du willſt. Und Du mußt nun erlöst ſeyn, Margherita. „Schöne Margherita,“ wollte ich ſchreiben; aber da fiel mir der Mann ein, den Deine Schönheit aus dem antiken Weiberfeind, dem furchtbaren Hageſtolz zum Freundesverräther gemacht hat. „Theure Margherita,“ wollte ich ſchreiben, da fiel mir der Mann ein, dem Du wirklich theuer biſt, auf meine Koſten, Deinem Rafael, dem ultramontanen Maler Mengs. „Arme Margherita,“ wollte ich ſchreiben. Das hätte Dich mit dem Strahle der Wahrheit getroffen, das hätte mich erbarmt, ich wollte Dich wieder beneidenswerth ſehen. Sehen, Dich ſehen? Ach, ich werde Dich nicht wiederſehen — welch ein Verluſt! Die Welt wird ſich mir zuſchütten, und ich werde Dich nicht mehr ſehen. Und das wird kein Verluſt für Dich ſein. Margherita, auch das, das labt mir die Seele. Es iſt ſchön, ſo verſtoßen ſein, und doch fortzubleiben, der man war, nur freilich etwas entſchiedener, gewiſſermaßen fürchterlicher! Fürchte Dich nicht! Weine auch nicht! Nicht um Ihn! Wenn Du eine Thräne vergießeſt, mein Geiſt könnte aus ſeinem Grabe kommen und die Thräne rächen. Aber was ich da ſagte: „beneidenswerth,“ das wirſt Du nicht mehr ſein. Du nicht. Ich nicht. Aber ich ruhig, ruhig wie die Todten. Du ruhig, wie ein gefallner und wieder aufgehobener Engel, voll Schaam. Warum ſchämt ein ſchönes Weib doch nie ſich vorher? Du mußt es wiſſen. Aber ſage es nicht.

„Falſche, treuloſe, verrätheriſche, unrettbare Margherita,“ wollte ich ſchreiben, ach, und was alles noch. Aber alles das wollte ich ja eben vertilgen. Ich hab' es ſchon einmal bewieſen — in Wien. Ich habe es hier wieder bewieſen, mit fünf Stichen, jedem tödtlich. Ich habe das Mögliche gethan. Mehr konnte ich nicht; verlange nicht mehr von einem Menſchen. Die Tage und Jahre, die große Sonnenuhr der Welt konnte ich nicht zurückeſtellen — ich mußte die Weiſer abſchlagen, die auf Dich wieſen. Hölle, was habe ich ausgeſtanden! Um Dich, um Deine Ehre! Um meine Ehre für Dich in meinem Leibe. Es war doch beſſer, als wenn zuletzt die Kinder mit Fingern auf Dich wieſen — und Deine Kinder vor Dir die Augen niederſchlugen. Selbſt die kleinen Winkelmännchen und Winkelweibchen. O, der Menſch glaubt eine Sünde des Nachts, in tiefer ſtiller Verborgenheit zu thun. O Täuſchung! Er geht in den Tag, in die Sonne hinaus, und die Sonne

durchſcheint ihn wie einen Flor — und das böſe Gewiſſen iſt ſchwarz hinein gewebt, als ſein Wappen. Ich mußt' es zerreißen. Denn Wahrheit zwiſchen uns, leiſe gehauchte Wahrheit: Rom weiß! So wußten die Fremden, und wegen die Schande hinaus in die Lande der Heimath. „Kunſtgeſchichtliche Margherita," wollte ich ſagen. Aber das war überflüſſig.

„Der Erzböſewicht!" wirſt du erzürnt ſagen. So haben mich ſchon viele genannt. Erzböſewicht! Ich habe nicht einmal dazu gelacht. Aber weine nicht dazu, wenn du erfährſt, oder Dich erinnerſt, daß ich auch brav war; denn ich konnte lieben, herzlich lieben, und ſomit wäre Alles geſagt. Aber damit ein Weib es glaubt, daß ich brav war, ſo ſage ich auch: ich war eiferſüchtig, rückſichtlos, elend um ſie, lüderlich, gleichgültig gegen die Welt, hielt auf die Ehre meines Vaterlandes Italien, auf die Ehre unſrer heiligen Religion. Das gewinnt, das verſöhnt ein Weib. O Margherita! Verzeihe, verzeihe!

So wild mußte ich zu mir reden, daß ich nicht raſend ward vor Angſt, Dich nicht mehr wiederzuſehen. Es iſt überſtanden, ſo iſt es gut. Ich werde Dch nicht mehr ſehen. Darum ſchreibe ich Dir. Du wirſt älter werden, alt; ſo wirſt Du lange ſitzen; dann wird Dich eines Tages Schwäche befallen, Du wirſt Dich hinlegen, nicht mehr aufſtehen, die Augen zumachen, und liegend werden ſie Dich hintragen zu den Todten. Da wirſt Du liegen und Dein ſchöner Leib wird ein Todtengeripp ſein. Wahrlich, das iſt auch ein Troſt! Aber ein Jammer, daß ich nicht mit Dir lebte, ſo lange Du das Urbild der ſchönen Mnemoſyne warſt. Wer ſeine Geliebte nicht erhält, der hat die Welt verloren. Darum ſchreibe ich Dir.

Ich ſitze auf dem Boden eines unbeſuchten verfallenen Gartenhauſes m Berge von Opſchina. Es donnert zum Fürchten; nur fürcht' ich mich nicht. Die Wolken gießen Regen in Strömen herab, die Winde heulen und ſauſen und peitſchen die Wolken und Wellen. Das Meer brüllt. Ich ſehe kaum mehr. Ich ſehe mich um, ob Bandelli nicht kommt. Er wird Dir den Brief von mir bringen. Er weiß, und verräth mich nicht. Darin ſind wir Italiener Alle eins — in Liebe und Rache. Ich weiß nicht . . . . . iſt

der Menſch darum eine Art Dämon, daß ich gern vor Dich ſelbſt hinträte und zu voller Genugthuung nur ſpräche: Du thateſt ſo, darum that Ich ſo! Und wer hätte nicht ſo gethan, wer es ſo gewußt, wem ſo geſchehen wäre wie mir? Verdammen iſt Unſinn. Ein Verſtändiger ſpricht höchſtens: Gott ſey Dank, daß ich nicht Er war, nicht ſeinen Weg zu gehen hatte mit ſeinem Herzen!

Warum war mein Vater ſo ehrlich, das Geld des bei uns im Dorfe geſtorbenen reichen Fremden nach Rom zu tragen! Schon um die Uhr und die Ringe gab Dich Deine Mutter mir. So jung Du warſt, wareſt Du reif zur Frau. Und wie entzündete mich Deine Schönheit. Ich war der Erſte, der ſie einſah, ergriff; ich hätte ſollen der Letzte ſein. Vielleicht nun ſagſt Du es ſelbſt. Denn weißt Du noch? .... Es war Erndte. Brütende ſtechende Hitze im Feld. Du und ich, wir ſchnitten Waizen. Deine kleine Schweſter lag im Schatten des einzigen Baumes am Sumpf. Du ſchnitteſt, entblößt vor Hitze. Die Sonne ſahe Dich. Sie war frecher als ich. Sie ſchonte Dich nicht. Denn plötzlich ſchrieeſt Du laut vor Schmerz. Ich ſah keine ſchwarze Schlange. Du ſankſt hin. Es war der Sonnenſtich! Ich ſtarb faſt vor Schrecken, wie ich Dich ſo roth ſah, wie Du anfingſt mit den Lippen zu blaſen, wie die Bruſt ſich hob, wie Dein Auge ſtarrte und glänzte! Ich entblößte mich, ich ſprang in den Sumpf bis an die Hüften. O hätte ich doch zaubern können, alle Blutegel an mich. Aber da half nichts als die himmliſche Geduld eines Marmorbildes. So ſtand ich, meinen Kopf mit großen grünen Waſſerlilienblättern bedeckt, und noch die brennenden Hände darüber gefaltet, daß ich nicht erkranke! O wie werth war mir mein Leben! So ſammelte ich an meinem Leibe Deine kleinen blutgierigen Retter. Und als ich eine halbe Stunde neben Dir ſaß, in Dein Anſchaun verloren, und wie dann Deine Stirn, Dein Hals, Deine Bruſt über und über blutete .... wie ich Dich Schwankende heimführte zur Mutter — und wie wir das Kind vergeſſen hatten, von welchem der Schatten hinweggerückt war, nichts als der Schatten hinweggerückt war, und wie die Mutter nach ihm lief, während wir in der ſchattigen kühlen Hütte ſaßen, und wie ſie das indeß wirklich geſtorbene Kind brachte!

Den nächſten Monat darauf gehſt du nach Rom mit der Mutter, Deinem Heiligen zu danken. Das konnt' ich nur loben. Spät Abends willſt Du wieder kommen. — Der Abend ſoll noch kommen! Ich weiß nicht, daß ein neues Leben in Rom iſt, in das Du verfallen. Ich weiß nicht, daß dort ein alter Ismal ſitzt, der wunderlichſte Tyrann: der Tyrann ſeines eigenen Sohnes, des jungen Rafael, für welchen eben der alte Ismael Mengs, ſchlimmer als ein Kuppler, ſchöne Mädchen zu Modellen auffängt und aufkauft. Das war Euch in der Oſterie unter dem Capitol geſchehen; der alte Ismael hatte Deine alte Mutter mitkaufen müſſen und gern gekauft. Ich hätte ſie auch mitgenommen, ja Deine neunzehn Geſchwiſter. Und Du warſt ſiebzehn Jahre jung. Alſo leicht beſchwatzt. Hab' ich Dich beſchwatzt? Ich war aber ein Narr, ich liebte! Und wer liebt, hat keinen Muth, *ſolchen* Muth nicht! — Ich weiß nicht, daß der junge Rafael, der Dänenſohn Mengs, *als Maler* über Deinen Anblick erſtaunt iſt, als wenn ihm in Dir alle heidniſchen Göttinnen erſchienen wären, alle chriſtlichen Madonnen — in Einer Perſon, die ein armes Landmädchen iſt, und als er ſie um ihren Namen fragt: Margherita heißt, und daß er nun *als junger Mann* von zwanzig Jahren über Dich noch einmal erſtaunt und entzückt iſt, da Du ihm dienen willſt, ſeine Geliebte, ſeine Braut, ſein Weib, ſein Alles in Allem ſeyn! Denn ich weiß nicht, daß Deine Mutter zu allem genickt und gelächelt. O, die alten Weiber ſind die Verderberinnen der jungen.

So bleibſt Du aus, von Bewunderung Deiner feſtgehalten. Ich gehe nach Rom, ich bringe Dir einen ſchweren Korb Bricocoli. Ich komme in unſere ſelbige Oſterie. Da ſitzt ein Cicerone, auf ſeinen albernen Fremden wartend. Wir ſprechen mit einander. Der Wirth weiß von Dir. Er weiß es noch beſſer. — „Die iſt willkommen! Die iſt verſorgt!" ſpricht er. „Die Maler können nichts aus der Luft greifen, als die Luft; und ſo brauchen ſie bis auf den Gürtel nackte Auroren, Galatheen, Nymphen, Bacchantinnen; und die Bildhauer brauchen alles hüllenlos, wie bei einer Venus. Nun, wir wiſſen! Wir kennen die Herren. Wir kennen die Mädchen: arme, miſerable Thierchen, nichts in der Welt weiter als ſchön."

Nun weiß ich, wo Du biſt. Ich finde das Haus. Ich gehe ohne Weiteres in das mir wohlbeſchriebene Studium meines Mädchenräubers. Auf das

Aeußerſte erbittert und entſchloſſen, ſtoß' ich die Thür nicht eben ſanft auf — denn ich muß Dich überraſchen, wie Du daliegſt! — wie er ſieht! — wie er zu malen ſcheint! Teufel, was ſeh' ich! Da ſitzt auf einem Throne die junge Mutter Gottes, wie ſie leibt und lebt! In einfachem Haarputz, in einfachem morgenländiſchen Gewand — der junge Maler Mengs malte eine heilige Familie. Ich falle vor Dir auf die Kniee, ich falte die Hände, ich ſenke mein Haupt. Das giebt Dir die Faſſung wieder. Denn Du biſt kaum mehr erröthet, als ich wieder aufblicke; Dein Geſicht iſt himmliſch wehmüthig. Der Maler lächelt. Ich blitze und rolle ihn an mit Augen wie Feuerräder. O, er iſt ſo ſchön, er iſt ſo ſanft, er bleibt ſo mild, ſo glücklich. Er weiß alſo ſchon, wie mild, wie glücklich machend Du biſt. Dennoch faß' ich ihn an der Schulter und lehre ihn: „Meiſter, ich komme wieder, wenn es ihr jemals ſchlecht geht!" — Dazu lächelt er fort und blickt Dich an. Ich gehe. Wohin ich wollte? Wer konnte das ſagen! Nirgendhin. Nur fort! Deine Mutter kommt mir nach. Sie ſagt mir Eure Veränderung. Alles Jetzige. Alles Künftige. Alles. O, ich begreife leicht. Aber ſo war ſie .... Dennoch nahm ſie mir noch den Korb Bricocoli ab. Ein richtiger Alterweiberzug.

Darauf trieb ich mich in Rom umher. Du haſt deinem Rafael das Leben ſauer gemacht — er hat müſſen ein Chriſt (ein Katholik, in römiſcher Sprache) werden, ehe er Dein Brautbett beſteigen dürfe. Darum habe ich Dir halb vergeben — Du haſt eine Seele errettet.

Darauf ſah mich die Lady Montaigu. Ich gefiel der ältlichen lockern Perſon, und begleitete ſie 1751 nach England. Dann ging ich in die Dienſte des ewigen Reiſenden, Eduard Wortley, des Sohnes des türkiſchen Kaiſers, oder des armen Dichters Pope und meiner Lady. Ich war ſein Diener, als er die lutheriſche Predigerkrauſe trug; als wir in der Schweiz ackerten und ſäeten, und als Poſtillone davon ritten; als er im Kleide eines Abbate in Rom fungirte und in Paris als Stutzer Aller Augen auf ſich zog; und lange noch, da er als Türke ſeine Gebräuche, Bäder und Waſchungen beobachtete, und nur von Reis und Waſſer, Tabak und Kaffee lebte, und neben ſeiner chriſtlich-türkiſchen Frau ſeinen Harem hielt. O wie oft habe ich mit meinem Mitſclaven ihm am hellen Tage die Fackel vorgetragen.

Nur wegen ſeines kleinen Negers, ſeines Pflegekindes, konnte ich ſo einen Herrn verlaſſen, den menſchlichſten Menſchen auf Erden, den wahren Meiſter der Lebenskunſt, der Alles ſelbſt verſucht und genoſſen, alles Elend und alle Freuden Aller. Er gab mir in Paläſtina Reiſegeld bis nach Hauſe, und nahm mich dann doch noch frei mit bis Cairo und Alexandrien. Ueber Malta und Meſſina ging ich zu Schiffe nach Neapel. Von da mit einem Vetturino nach Rom. Wie ein ſchönes buntes großes Grabmal meiner und deiner Jugend, ſah ich die Berge der Heimath im Abendſonnenglanze. Ich war zu ſtolz zum Seufzen. Auch hatten mich die Reize der Welt gefeſſelt und zerſtreut. Zerſtreuung, das iſt die Frucht aller Reiſen. Die Heimath ſammelt die Sinne und die Seele wieder. Mir geſchahe es auch, wider Willen. Denn in meiner Geſellſchaft, oder ich in ſeiner, fuhr ein Conti Muzelio und noch ein Andrer, ein Baron. Ich glaube: beide Deutſche. Sie ſprachen von Rom, als wir es von dem Berge von Albano vor uns liegen ſahen. „Rom und Italien, Groß- und Klein-Griechenland, Aegypten, das ganze Alterthum wird nun hell;“ ſprach der Graf zum Baron. „Sonderbar, daß die Deutſchen erſt allen Völkern das Licht aufſtecken, oder ihr Grab erleuchten! Daß erſt ein Deutſcher aus einem Winkel bei Dresden kommen muß, um gleichſam erſt ſichtbar zu machen, was ſo lange nur wie vor Blinden ſtand! So viel Wunder und Götter und Göttinnen! Mit Einem Worte, das Schöne! Die Liebe zum Schönen! Er muß erſt ſagen, daß die Griechen eine Kunſtgeſchichte hatten, in ihren Werken, was die armen Griechen ſelbſt nicht wußten, und nur in den Tag hinein meißelten und malten, wie die Italiener von Giotto an bis auf unſern deutſchen Rafael, Mengs. Winkelmann ſchreibt nun die Kunſtgeſchichte, ſie iſt bald fertig, und er heißt dadurch **ipso facto** und **implicite** alle Italiener Eſel und Staarblinde. Ich glaube, daß ſie wüthend ſind, Baldani, Fantoni, Maffeï, Morcelli, Marini, Zoëga, vor allen der Fea, der geſcheidte Fea!“

„Es iſt nicht gut, die Italiener zu Feinden zu haben! Früher oder ſpäter, oder ganz ſpät noch wird ihr Feind ihr Opfer!“ verſetzte der Baron.

„Winkelmann iſt ja zu ihrer Religion übergetreten; das ehrt ſie! Sie werden ihn ſchonen!“

— „Wenn er ſie nicht verlachte!“ —

„Ein Künſtler und ein Kunſtrichter können gar keine einzelne weltliche Religion haben, um frei zu arbeiten und zu urtheilen. Sie haben die Religion aller Völker und Zeiten, das Sublimat daraus.“

— „Das Sublimat! Erlauben Sie mir, lieber Muzelio, ich habe ein Werk: über die Sittlichkeit der Künſtler und Kunſtrichter, geſchrieben; daraus möcht' ich ein wenig recapituliren. Unſere beiden großen Deutſchen: Winkelmann und Mengs, werden Keiner über fünfzig Jahr alt. Erleben Sie es! Der Künſtler muß ſittlich denken und leben, das Höchſte und Schönſte und Edelſte muß er begreifen, ja aus ſich erzeugen — und dazu darf er kein Sch....., kein Teufel ſein. Wir reden hier in der Vettura, es hört uns Niemand. Das Capitel habe ich tief und breit ausgeführt, was er alles können und leiſten muß, alſo dazu geboren und erzogen ſein, und ſich danach halten, heilig und keuſch, wie eine Madonna, ehe die Engel vor ihrem Kindlein darnieder fielen. Hinterher aber auch. Denn er ſoll immer Heiliges, Schönes, Reines, Göttliches zur Welt bringen bis in das höchſte Alter, wie Sophokles. Wie kann er edle Charaktere dichten oder malen, als aus Wunſch, als Gegenſatz zu ſich, alſo aus betrübter Seele, wenn er ein Wollüſtling iſt, wie der berühmte Maler R.......; oder ein Weinſäufer, wie......; ein Spieler, wie.....; ein Betrüger, wie..... oder nur ein Schlemmer an koſtbarer Tafel, grade zu geſagt, wie unſer koſtbarer und vollkommener Mengs! Ein einziger Fehler am Menſchen iſt genug, ſein ganzes Leben, ſeine ganzen Werke für den wahren Menſchenkenner zu verderben, die er *erheuchelt* hat! Heucheln, welche Schmach für ihn! Und im zehnten Capitel weiſe ich nach, welchen Verluſt die Welt durch die Lüderlichkeit der Künſtler erleidet — nämlich ſie verliert alle die Werke, die er nicht ſchafft, weil er frühzeitig, oder immer zu frühe ſtirbt. Und im Grunde des Herzens achten die Menſchen doch nur die Werke eines Meiſters nach ſeinem Werth und Charakter. Ein Kunſtrichter aber, oder gar ein Kunſtgeſchichtſchreiber möchte noch göttlicher ſein als ein Künſtler, mit tauſendmal mehr reiner Energie, denn er richtet in ihren Werken für den Verſtändigen doch eigentlich nur die Künſtler.“

„Und, darf ich bitten — denn von der Religion dispenſire ich unſern gründlichen Heiden, der auf die beſte erſt wartet — was verdirbt denn den

Herzkern unſeres Winkelmann? Woran wird der zu frühe ſterben?“ frug der Conti Muzelio.

Der Baron rieb ſich die Stirn, ſo daß man einen Augenblick den Ausdruck ſeines Geſichtes nicht ſah, und erwiederte dann ſanft und ſicher und weich und betrübt: „Am Mengs!“

„Am Mengs?“

„ — An ſeiner hohen, edlen, antiken Freundſchaft, deren Namen ihm ſchon im neuen Teſtamente fehlt.“

„An der Freundſchaft?“

„An dem Glauben des armen Mengs an ſolche Freundſchaft, die ihm ſein Weib koſtet. Sein ſchönes, aber wie man ſieht, doch eigentlich gemeines Weib.“ —

Das Wort ſchlug in mich ein. Ich war wie ermordet, und ballte noch ſterbend die Fäuſte. Aber Arcangeli kann ſich verſtellen, ſonſt hörte er ja nichts mehr! Selbſt blaß werden durfte er nicht, ſonſt hätten die Männer gemerkt, ihr Reiſegefährte verſtehe Deutſch. Aber auch der Conti war ſtumm geworden, und ſprach erſt nach einiger Zeit: „Sie überraſchen mich! Ich muß Ihrem Buche Recht geben. Sie haben mich präparirt. Aber wie ſteht es? Weiß der arme Mann?“

„Wie kann er nur ahnen!“ ſprach der Baron. „Auf ſolche Worte von Winkelmann, von reiner feſter, treuer, beſchützender, ſtarker, unſterblicher Freundſchaft auf Leben und Tod, auf ſolche Sehnſucht danach, auf ſolche Freude über den in Mengs gefundenen Freund, wie ſoll der ſorgloſe Ehemann da ein faſt auf Erden verſchwundenes zu herrliches Gut — für den Mantel der Falſchheit, die Brücke zu ſicherer Treuloſigkeit, zu herzloſem Betruge halten. Das glaubt kein einfacher Mann, geſchweige ein nobler, in ſeiner Kunſt wie gefangener Ritter — der arme M....“ (Er ſprach den Namen nicht aus.)

„Aber wie ſoll der W......." (der Conte ſprach gleichfalls den Namen nicht aus) „daran ſterben?"

Da fuhr der Teufel in mich, herauszuplatzen und aus meiner erwachten Seele zu verſichern: „Ja! daran ſtirbt er! Nichts geht natürlicher zu. Denn ich lebe noch! Ich komme ſchon." — Ich ſah zum Schlage hinaus, wo Deine Heimath in der Abendſonnenglut ſchwamm, wie in einem durchſichtigen Meere aus Duft, Margherita! und die Röthe der Sonne bedeckte die Schaam- und Wuthröthe in meinem Geſicht. Darüber hatte ich gewiß des Barons Antwort überhört, deren ich nicht bedurfte, und der Conti ſprach entſchuldigend weiter: „Immer möcht' ich den Menſchen ſagen: laßt doch Bedauern und Schonung an die Stelle der Empörung und des Zornes, der Unzufriedenheit mit Menſchen in eure Seele treten! Seht nur ein, es geht Alles natürlich zu; da draußen und in der Seele eines Jeden, er mag dann erſcheinen wie er will, rechtfertig oder unrechtfertig. Selbſt der Irrthum wächſt ſo natürlich im Menſchen, wie das Gras auf dem Felde, und bringt ſo natürlich ſolche natürliche Früchte, wie der Feigenbaum am Wege. Wie Keiner von allen Millionen Menſchen dieſelbe Krankheit gehabt, ſondern ſeine höchſt eigene, ſo hat auch Keiner von allen Millionen Menſchen, Männern und Weibern, dieſelbe Sünde begangen, Jeder ſeine nur eigne. Ich kehre es alſo um und ſage: es gibt Millionen Urbilder zu dem Einen Abbild, unzählige innere Racen Seelen von Männern und Weibern in der Einen Menſchenhaut — der armen Haut! So gibt es unter vielen andern nun Phantaſie-Seelen. Die Phantaſie wird mit Recht halb roſenroth, halb rabenſchwarz gekleidet abgemalt, und wahrlich, ſie iſt halb vom Teufel. Denn alle ſolche Phantaſie-Seelen ſündigen nicht wie Andre; ihrer Meinung nach ſündigen ſie gar nicht, ſie wollen es nicht, ſie glauben es nicht; ſie wollen in der Welt ganz etwas Anderes, und an dem, was ſie wollen, ganz etwas Anderes, ſie wollen Luftgeſtalten, Himmelsträume unter den körperlichen Dingen, die ſie ergreifen — aber ſie dennoch dadurch verderben, gründlich mit Leib und Seele verderben, wie ein Wahnſinniger, der nur den blauen Duft an einer Pflaume, oder die Farbe, die eirunde Geſtalt derſelben eſſen will, aber richtig ſomit die ganze Pflaume verzehrt! Und ſo glaub' ich von Winkelmann nie, daß

er Mengs Frau beſitzen will, oder ihr und ſeinem Freunde wehe thun. Sie iſt ihm eine Antike, eine lebendiggewordene Göttin, eine Madonna, eine Diana — —"

„— Halt! Da haben Sie ihn ſchön erklärt!" rief der Baron mit einigem Hohn: „Wenn er ſie dafür hält aus Phantaſie und ihrer ſchönen Göttinnen- und Madonnengeſtalt zu Folge, und durfte ſelbſt Alcibiades ja ohne Todesſtrafe nicht einem Merkur die Naſe wegſchlagen — ſeit wann darf denn ein Chriſt, ein Katholik eine ſolche Göttin ſo körperlich behandeln! Das erinnert an den Engländer in der Peterskirche, deſſen liegende Göttin nun wohlverwahrt iſt gegen Phantaſieen mit Fleiſch und Bein! —"

„Sie haben Recht!" geſtand der Conti. „Wenn Sie oder die Welt dem ganzen Winkelmann dadurch Feind würden, ſo beraubten Sie ſich ſeines Lichtes, ſeiner Fackel, des Glut- und Liebesbrandes, den er neu in die Welt geworfen hat, und das wäre Ihnen und der Welt ein Schaden, ein Verluſt. Eben jenes Unlöblichen wegen beſitzen wir und haben Sie vielleicht ja gewiß nur das Löbliche, Herrliche! Und dieſe Anſicht eben iſt es, die der Welt räth, über das Privatleben und Glück der Künſtler ein Auge zuzudrücken, und dankbar die Früchte zu nehmen, die nur auf ſolchen zerzausten und markhohlen Bäumen wachſen konnten, wie hier die Frucht der Oliven auf dem alten Olivenbaume!"

„Nicht übel geſagt, aber falſch, wie mein zwölftes Capitel beweist;" bemerkte der Baron.

„Uebrigens bedenken Sie," fuhr der Conti fort, „daß Winkelmann ein Weiberfeind und ein Hageſtolz war, und wohl noch iſt! Er hat ſogar aus den Griechen gelernt, und aus der Natur, daß das männliche Geſchlecht das ſchönſte iſt, und das weibliche aber blos das ſchöne. Und er iſt der Prieſter und Lehrer der Schönheit. Aber es gibt keinen gründlichen Weiberfeind; es kann keinen Weiberfeind geben, nur hie und da Jemand, der Eines Weibes Feind iſt, und es aus Zorn nun blind über alle wird — weil ihm die Gemeinte nur: die einzig Gekannte und Begehrte, kurz

die Geliebte war. Die Weiberfeinde ſind alſo im Grunde die tiefſinnigſten ſchrecklichſten Freunde des Weibes. Welche Biene auch könnte der Feind des Klees ſein und der Blumenkelche? oder welcher Bär ein Feind der Honigbeute? Welche Taube fliegt nicht zu Neſte? Paar heißt die wahre Einheit. Und kann ein Menſch verſchloſſen und einſam richtig abblühen, wie eine Feige! Das ſcheint mir ein Widerſpruch der Natur, die ſich nie widerſpricht, weil ſie nicht kann; deßwegen iſt ſie Natur und Alles natürlich. Vielleicht war er ein Hageſtolz, weil er lange ein armer Teufel war, oder er ſahe kein recht ſchönes Weib, und alſo ohne Liebe ſahe er, daß die Schönheit kaum wenige Jahre dauert. Darum ſchien ihm ſeine Seele über die armen Sterblichen erhoben. Er wollte Marmorbilder! Feſtes Schneefleiſch, Unverwüſtlichkeit, höchſten Anſtand — er iſt, oder war alſo ſo dumm nicht — er will Göttliches, Göttinnen im Leben, Menſchengöttinnen, Männergöttinnen. Und die Natur hat ſie! ſie bringt ſie ewig hervor und beſiegt damit Jeden. Ein Weib beſiegt alle Marmorgöttinnen, geſchweige Nymphen, Bacchantinnen und Mänaden, durch ihre lebendigen, geltenden, hinreißenden, unentbehrlichen Reize, ihr tiefes ſinnvolles Weſen. Und wenn eine Braut übermorgen ſtürbe, der Bräutigam müßte ſie heute dennoch — um es bürgerlich auszudrücken — heirathen. Der Triumph des Lebendigen iſt vollkommen. Alles Kunſtwerk iſt doch nur wichtig als Schein des Lebens, als vor der Sonne leuchtende Monde. Und alſo welcher Irrthum, daß die Natur erſt durch den Künſtler ihre vollkommenſten Werke hervorbringe.... durch den armen Stümper und Nachpfuſcher, der Gott dankt, wenn ſie nicht unnatürlich ſind, und Gott zu danken hat, wenn ſie ihr ähnlich ſehen, nicht ſind. Denn das ſollen ſie nicht; Kunſtwerke ſollen nicht Natur ſein — ſonſt wären ſie eben keine. Alſo der Kunſt ihren Kreis, ihr Geſchäft gelaſſen! Aber meine Augen will ich mir ausſtechen laſſen, ich will ewig verdammt ſein: blos todte Kunſtwerke zu ſehen, und die Lebendigen ſollen mir verſchollen ſein, wenn der große Urkünſtler nicht ſchönere Werke macht, als ein Menſch. Ich will blind werden, wenn ich nicht tauſendmal ſchönere Weiber geſehen, als das nackte arme Ding: die Venus in Florenz, oder die Venus in Rom vom Praxiteles!“—

„Ich beſtätige das!“ rief der Baron.

„Aber daß die lebendigen ſchönen Werke nur ſelten zu ſehen ſind, oder ihre Schönheit ſehen laſſen, ſehen laſſen können. Und ſo geht eine heilige heimliche Maſſe von Schönheit und Reiz und Götterhaftigkeit — in einſamer Stille verblühend — den Augen und Seelen der Andern verloren! Jammervoll!“

„Ich beſtätige das!“ ſprach der Baron noch einmal.

„Von Ceſena herab, um Sinigaglia, Ancona, Loreto und Reccanato ſind Frauen ſo weiß, wie in die Welt geſchneit; wenn das ſein muß; aber weiß iſt matt und geſpenſterhaft, darum bemalten die Alten ihren Marmor. Ja, wenn ſanft-roſig die Grundfarbe eines ſchönen Leibes wäre, ſo wollt' ich auch dazu die Muſter heimlich nennen. Oder auch, wenn feſtes, marmorartiges Fleiſch die Bedingung zur Schönheit wäre.... oder das Haar! oder die Augen! der Blick! die Gluth! die Arme! die Liebe! Denn, wenn nun ein ſchönes Weib da iſt, wenn hunderte da ſind, wenn die Erde und die Hütten nicht ärmer und wonneloſer ſind, als die armen paar Muſeen — dann, dann iſt die Schöne erſt tauſendfältig ſchöner als ein Marmorbild! Sie iſt in tauſend Momenten und Situationen ſchön durch Geiſt und Beweglichkeit, durch holde Sprache, und Hauch der Liebe, der Wehmuth, der Trauer und Wonne — indeß die Eine Venus von Marmor daſteht Tag und Nacht, bei ſchlechtem und gutem Wetter — gleich; bei Unglück und Glück im Hauſe — gleich; bei Liebe und Haß — gleich. Daß dieſe Erhebung der Marmorgöttinnen nicht brauchbar, nicht genügend iſt, und etwas rein — Unmenſchliches hat, das etwa nicht gar göttlich iſt, wer iſt ſo verblendet, über die höchſt ſchönen lebendigen Werke des allreichſten, allſeligſten Meiſters, das nicht zu empfinden!“

„Winkelmann hat alſo ſie, die wir meinen, geſehen!“ lächelte der Baron kopfſchüttelnd. „Er hat alſo den göttlichen Meiſter über ſeine Nachpfuſcher und Stümper geſetzt.“

„Hören Sie mich aus!“ fuhr der Conti in Eifer fort. „Da hat er gewiß überlegt: ob denn nun ein ſolches wandelndes Götterbild Aphrodite, Here, Artemis heißen müſſe? Oder — ob ſie nicht auch Angela, Sabina, vielleicht

gar Margherita heißen könne? Ob zu ihr gebetet worden ſein müſſe, oder ob ſie zu jemand bete — was noch ſchöner ausſieht: ein Weib im Verehren! Zuletzt hat er ſeinen ganzen Glauben, einen ſeligen Glauben der kindlichſten Herzen, aufgeben und ſagen müſſen, oder ſich heimlich geſtehen: daß es vielleicht, ja gewiß gar keine Jſis, Aphrodite, Juno, Diana gegeben hat! Daß er alſo einen thörigen Kinderglauben, einen Griechenglauben gehabt. Das alſo eine ſchöne wirkliche Römerin, oder ein unvergleichlich ſchönes Landmädchen aus der Campagna beſtimmt unzähligemale mehr werth ſei, als eine ſolche alte Göttin, die gar nicht geweſen ſei, und nur noch als marmor=weißes Geſpenſt ſcheine da zu ſein, und daß es alſo grade für einen Mann doch männlicher ſei: ein Weib zu verehren, das ſich verehren laſſe auf alle menſchliche und göttliche Weiſe! Und nun, wenn ſie bildſchöne Kinder hat, denkt er an die wandelnden Wunderwerke, die Hephäſtus gemacht haben ſoll, und glaubt an den auch nicht mehr, deſto froher aber an ſich!"

Der Conti lächelte zu ſeinen verſteckten Sarkasmen, die dem redlichen Mengs die Ehre und mir bald das Herz koſteten, in welchem Du einſt geherrſcht hatteſt, o Margherita! Margherita!

Jch brach los. Jch ſprach auf deutſch: „Jch würde Sie doch warnen, das Verhältniß in der Fremde wo auszuplaudern! Der Ruhm bedeckt es vielleicht und begräbt es!"

Wir waren ſchon zum Thore hinein geſchellt mit unſern Maulthieren, und fuhren grade am Coliſäum hin; da riefen die Männer, anſtatt mir zu antworten, mit Freuden: „Da ſind ſie ja! da ſind ſie ja!" und riefen: „Halt!"

Jch blickte hin. Da gingſt Du, Margherita, zur Rechten Deines Mannes, und Winkelmann ihm zur Linken! Und Jedes von Euch hatte ein Kind von Dir, von Dir gewiß, an der Hand. Es war eine ſchreckliche Geiſtererſcheinung! Und ich nannte Dich, glaube ich, ein armes Schaaf. Auch fielen mir die Worte: der Bock! .... und: der Engel! aus dem Herzen.

O Wiederſehn, du biſt nicht immer froh! Es iſt auch beſſer, Manche nie wieder zu ſehn. Die Herren ſtiegen aus, eilten zu Euch, und ich Verlorner verlor mich in Rom.

Ich ließ mich für mein letztes Geld nach und nach von drei der beſten Ciceroni herumführen, ſchrieb mir ihre Weisheit auf, und ward dadurch ſelbſt ein Cicerone. So führte ich auch Fremde zu Euch, aber jedesmal nur bis an die Thüre. Da geſchahe mir anders. Ich hatte wild in der Welt gelebt, um Dich zu vergeſſen. Im Morgenlande lebt man meiſt nur mit Männern. Und wie iſt das Leben blos unter Männern? Frech! Antik! Das iſt Alles geſagt! Da fällt freie Rede, da hat man eine andere, vielleicht die richtige Anſicht von den Weibern, da werden Dinge erzählt und gehört und gemerkt, ſo daß man in dieſem Kreiſe endlich verwöhnt und verſteinert, alle ehrbare beſſere Sitte, ſelbſt die dagegen noch anſtändige Italieniſche rein verlernt, und zuerſt ſo handelt und lebt, dann ſo denkt und wird, zuletzt ſogar ſo ſpricht und erſcheint, daß man Jahre brauchte, um einigermaßen wieder anſtändig und anhörbar bei Uns zu ſeyn. Ich entbrannte in Dich, weil Du nun ſo warſt, wie ich gehört. Denn ich führte ſo, wie ich war, einſt einen Franzoſen in die Villa Albani, vor Porta Salara. Da hatte der Mengs dem ſechsundſechzigjährigen Cardinal Aleſſandro Albani das Deckenſtück im Saale gemalt. Das ſind ſchon zehn Jahre!

Doch es iſt Nacht. Ich muß ſchlafen. Ich habe nur noch den Schlaf — bis zu dem Schlaf, aus dem die Poſaune nur weckt. Gute Nacht! Gute Nacht! Ich dächte, es wären ſchon Todte genug, daß ſie blaſen könnte! Wenn ich ſterbe, ſind alle Menſchen todt!

Den 9. Juni.

Guten Morgen, Margherita!

Der Morgen war herrlich! Die Morgenröthe, die Sonne, das glühende Meer, die Berge! Alles! Auch ich ſah' es ſo wonnevoll, wie es iſt — bis mir einfiel, warum ich das Alles hier ſähe! Was aus der Welt mich hierher gejagt! Hier bannt! Und doch hab' ich geſchlafen wie ein Gott! Doch war ich ſo lange froh! Es gibt alſo zwei Seelen in uns, eine ewig ſelige, und eine arme irdiſche, ſie heißt: Erinnerung; und ohne Erinnerung wären alle Menſchen ewig ſelig. Winkelmann hat nun die erſte Nacht im Fegefeuer geſchlafen oder gewacht, denn dahin wollte ich ihn, zum Klugwerden! Indeß hat der Wächter, der ſogenannte Todtenvogel, in der Locanda grande ſeinen Leib bewacht. Wahrlich aber, es gibt auch ein Fegeleben, wo die Sonne heizt, das lebe ich. Zuerſt, als guter Katholik, muß ich beichten, daß ich von meiner Sünde abſolvirt werde! Dann bleiben mir, wie Jedem, zwanzig Mittel: durchſchlagen, ſich hängen, erſtechen, auf einem Schiffe ins gelobte Land fliehen, ſich erhungern, gefangen geben u. ſ. w. Ich will Dich damit nicht beſchweren! Doch ſchreibe ich Dir heut viel gelaſſener.

Als ich mit dem fremden Maulaffen in den Saal der Villa Albani trat, lag mitten in demſelben, auf einem dazu hingeſtellten Lotterbette, ein Mann platt auf dem Rücken, ſtarrte über ſich an die Decke — wo er Dich anſtarrte, Dich, die ſchöne Mnemoſyne im blauen Gewande, die Mutter der Muſen. Der Mann ſchämte ſich gleichſam, ſprang auf, ſahe ſich hochroth geworden um, und ging; man ſagte mir: das iſt Winkelmann, der Fatutto des Herrn Cardinal. Als darauf mein Maulaffe vom Lotterbett aufſtand, ſtreckte ich mich darauf, wie zum Tode aber. Ich behielt die Augen zu, und mein Blut ſiedete. Endlich that ich einen Blick. Du warſt es! Du goſſeſt Schönheit und Liebe hinunter aus Deinen Augen — auch auf mich Armen! Ich Starker, ich Alberner war ohnmächtig geworden, und der Maulaffe ſtand mir bei. Ich erholte mich vollends erſt vor dem Bilde der

Lucrezia, die Sextus mit dem Schwerdte bedroht, und die ſich bedrohen läßt! So ging es zu. Nun weißt Du, wie Jeder die Welt verſteht nach ſeinem Sinne — als ich in der Nacht, wo Du allein warſt, Dich überraſchte. Wie ich aber auf dem Weingeländer vor dem geöffneten Fenſter ſtehen blieb, denn Dein Kind war krank! Und Du ſaßeſt mir als mater dolorosa da. Du saheſt mich an. So ging ich Dir langſam unter, wie ein verfinſterter Mond. Das Kind war die Nacht geſtorben. Und Ich war der Mann von der Brüderſchaft in weißer Vermummung und Maske, der Dein Kind darauf in die Kirche di San Michele grande zum Begräbniß trug! Hinter dem Du weinend und wankend gingſt. Ich war es. Aber ich weiß auch, daß der Mann, der in einem Winkel der Kirche ſaß, und wohl nur zu weinen ſchien, weil Du ſchluchzeteſt, daß es Winkelmann war. Wem alſo das Kind war, dachte ich mir nicht. Denn mit Dir war ich fertig. Du weißt, daß unſre Ehemänner ſelten den Freunden ihrer Weiber den Hals brechen. Einer der Liebhaber dem Andern aber nicht ſelten! Dein lieber guter Mann beſaß Dich mit Recht. Er machte Dich glücklich. Was wollte ich da? Aber der Dich unglücklich machte, falſch auf Erden, verdammt im Himmel, Der war nun mein Feind!

Aber wie lange ſich Freundſchaft und Feindſchaft ſo oft in der Welt hinzieht wie Wetter! Ich ward darauf Diener und eine Art Camerlengo bei dem General der Jeſuiten. Ich bekam da ſo viel zu beten, als zu eſſen und zu trinken; ungeheuer! Mein General brauchte den Cardinal Albani, als den redlichſten Freund der Geſellſchaft Jeſu, der geiſtiger Tod, Auflöſung bevorſtand. „Ohne Zionswächter kein Zion,“ war meines Generals Wort, mit welchem er Alle entließ. Kurz, ich ſahe bald im Hauſe, daß unſere geheiligte Religion nur gar mühſam erhalten wird, und geſchweige erſt eine Kirche. Daher war mein General mit dem Cardinal oft im Streit über Winkelmann, denn dieſer hatte ſeinen Landsleuten, die ihm ſeinen Uebertritt gar ſehr verübelt, wiederum gar offen geantwortet. Bei Mengs war das ein Anderes; denn wie ihn ſein Vater zum Maler geprügelt, wie Er ein Weib für ihn genommen, ſo war Er auch für ihn, durch ihn und in ihm katholiſch geworden. Mengs hatte keinen Willen, blos kindlichen Gehorſam gegen ſeinen Vater, und Liebe; war ſtill und liebenswürdig, daß es Jedem leid that.

Winkelmann widerſtand aber der Welt, ſprach ihr Hohn und ſetzte ſeinen Kopf darauf: klüger zu ſeyn als Alle, was er ſich als Schulmeiſter angewöhnt haben ſoll. Indeß die Welt iſt eine Schule aus großen, gewaltigen dummen Jungen, deren Jeder, wie ein Schulmeiſter, auch auf ſeinem Kopfe beſtehen will. Die Verachtung macht die größten Feinde und gibt ihnen Sporen und Steigriemen. Winkelmann ſollte Präfect aller Alterthümer in und um Rom werden, ſeine Kunſtgeſchichte ſollte erſcheinen. Da war Mißgunſt und Neid, Haß und Wuth, Eitelkeit, Vaterlandsliebe, Religion und Gelehrſamkeit auf den Beinen, und lief in Rom in vertrakten Geſtalten in den Häuſern umher!

Was thaten ſie aber Gründliches? Ich lachte dazu! Indeß machten ſie ihn doch lächerlich; und ſo war ich thätig dabei. Der jüngere Fea hatte ſich durch Beſtechung — die das beſte Mittel der Welt iſt, Alles durchzuſetzen, was Andern, als Unmögliches, gar nicht einkommt — nach und nach Abſchrift von Winkelmanns Geſchichte der Kunſt zu verſchaffen gewußt; der grundgelehrte Mann arbeitete wie ein Pferd und Eſel zuſammen, Tag und Nacht, an einer ſpätern italieniſchen Ausgabe des Werks, und verſicherte meinem General, daß kein wahres Wort am ganzen Winkelmann bleiben werde, ſolle und könne, ſo falſch ſei Alles bis auf die Citate!.... „und bis auf den Geiſt! Die raſende Begeiſterung für die Schönheit der alten Welt, und das Feuer der Liebe für ihr altes, ächtmenſchliches Leben! — wie ſie es nennen!“....ſetzte der alte Padre Maffeï dazu, und zweifelte an dem tödtlichen Erfolg. Es wurden alſo noch andre Ränke geſchmiedet, oder richtiger: gemeißelt, gemalt und geſchrieben. Ein Engländer gab aus den Geſprächen mit Mengs und Winkelmann ſeine Gedanken über das Schöne, als ſein Eigenthum heraus. So war die Originalität zweifelhaft für jetzt und immer. Mengs wurde aus Luſt: die neue Malerei der alten würdig zur Seite zu ſtellen, ſogar überredet, einen Jupiter mit dem Ganymed zu malen. Das mit Fleiß altgemachte Bild ward in ein altes Bad vergraben, unter Winkelmanns Augen ausgegraben, der ſelbſt ſeinem Freunde zum Trotz in die alberne Welt hinaus verſicherte: ſo Etwas käme gar keinem Maler mehr ein zu malen! Der Verfaſſer lachte nicht einmal, denn alle Minen ſollten auf einmal ſpringen. Caſanova hatte deßgleichen

zwei — antike Bilder gemalt, vergraben, und finden laſſen, welche der Genarrte in ſeiner Kunſtgeſchichte als unnachahmlich pries, wie die Pompejiſchen Bilder, die unvergleichlich und alles Neue übertreffend, doch nur Werke von Stubenmalern wären. Auch der Betrug ward bis zur Zeit verſchwiegen, indeß heimlich die Verlachung in Rom wuchs. Der Bildhauer Cavaceppi hatte ein Weiberknie nach der ſchönſten lebendigen Frau in Rom, nach einer gewiſſen Margherita Mengs, in Marmor gebildet, es beizen, vergraben und finden laſſen — und der kaum Genarrte hatte es als das größte Meiſterſtück der Erde geküßt und gegen ſeine Bruſt gedrückt. Mir wird raſend zu Muth! Ich kann kaum fortfahren, wenn ich bedenke, welcher Kenner er wirklich war. Gut! Er war! Darum fahre ich fort: Winkelmann, unſer Feind, hatte ſeiner Freundin Mann dem ſpaniſchen Geſandten, als den beſten Maler des Jahrhunderts ſo empfohlen, daß — der arme Mengs nach Spanien ſollte, und, wenn nicht auf die ganze Zeit oder die erſten Jahre, doch auf das erſte Jahr ſein Weib, wegen der vielen ſich häufenden Kinder in Rom zurücklaſſen wollte! Die Empfehlung war alſo eine in den eignen Kober. Margherita! Ich war empört. Dafür ward nun Winkelmann allen Königen als der außerordentlichſte Mann, ſeit Untergang der alten Welt empfohlen, der eine neue Zeit, oder die alte wiederbringen werde. Darauf erhielt er Einladungen zu den Hyperboreern. Nun ſprangen die Minen zugleich. Zeugen und Helfershelfer bei den groben Täuſchungen begründeten den ſchnöden Selbſtbetrug, das Gelächter, den Spott. Seine Briefe, das Gedruckte, war nicht mehr auszukratzen. Pasquino ſchrieb, Pulcinella krähte davon. Ich betrank mich vor Freuden, zum hundert und erſten Mal. Das bekam ihm übel. Zunächſt aber mir! Ich hatte mich in die wild verwachſene Myrtenlaube, am Ende des Gartens um unſere Villa auf Monte Mario gelegt. Zum Unglück war Congregation bei meinem Herrn geweſen. Wie ich nüchtern erwachte und die Augen aufſchlug, ſah' ich zwei Männer draußen am Eingang ſtehen, deren ſich Jeder mit dem Ellenbogen an eine Pfoſte ſtützete. Der Eine war mein General, der Andere ein vornehmer Fremder, ein Geſandter, Geſchickter, oder ein Prinz. Auch unterſchied ich die Stimmen der Cardinäle Albano, Paſſioneï und des Staatsſekretärs Archinto. Ich ſollte nun aufſtehen und mich melden, ehe ſie ſprachen. Aber mir waren von Auswärts große Belohnungen für gewiſſe Nachrichten

verſprochen; ich dachte daran jetzt nicht, ſondern blieb nur aus reiner Dumpfheit ſitzen. Das Geſpräch war deutlich nur ein leichtes Nachgewitter. Manches Wort fiel in mein Ohr. Unter andern ſprach mein General auch: Welche Entſchuldigung können wir geben, daß wir immerfort die Prüfung des klaren Wiſſens und der Vernunft verdammen, und Alle zerſchmettern, die wir erreichen; verleugnen und verfluchen die, wir nicht erreichen? Daß wir alle möglichen Menſchen mit allen möglichen Leidenſchaften und aller möglichen Ausübung dulden, mit allen Laſtern und Verbrechen beladen behalten, und ihnen wie Jedem die Seligkeit verbürgen, damit das Gemüth nur ein ſtilles Leben im Traume lebe, damit ſie die Unſern ſind? Hilf Gott, wie ungeheuer iſt der Schooß der Kirche! Was war Abrahams Schooß gegen unſern? Aber wenn wir nun mit dem Leben aller Art aufgegangen und Eins worden ſind — ſo geht Eins mit Uns nicht auf. Doch! was macht denn das Leben zu Leben? Etwa die Kunſt? Die Malerei? Der Geſang? — Was macht das Leben zu einem ſchönen Leben? Etwa wiederum Bilder? Träume? — oder die hohe geiſtige Klarheit über die Welt? Sind wir nun unſrer Sache ſo gar gewiß? Nach meiner Frage und Antwort: nicht! Kaum! Kaum lange mehr! Jetzt öffnen wir gar noch zu unſern Dingen und Weihungen — was?.... Das alte Heidenthum! Laſſen nackte Männer und Weiber, oder, was noch ſchlimmer iſt: in der Bedeutung von Göttern und Göttinnen auferſtehn, gehen hin, ſie bewundern, beſtaunen mit lüſternem Blick, mit der ganzen Seele. Welchen Nebenſaal der Welt thun wir da auf! Oder war er, blieb er, muß er bleiben, wie ſo manches Saamenkorn aus der alten Welt nur ſchlafend liegt, um wieder zu erwachen, um in neuer Zeit alte ewige Frucht zu bringen? Sehet zu, was geſchieht! Wer ſind wir, wer werden wir, wenn wir hinziehen, anbeten — und was am ſchlimmſten iſt — als Menſchliches, Herrſchendes, Allgewaltiges, mit allen Sinnen und Gedanken daran hängen, alle Freude von ihm haben, und wirkliche unleugbare Menſchen, ſchöne Mädchen und Jünglinge, Frauen und Männer, mit antik-modernen, mit ewigen Augen anſehen, und wieder ſo leben wie Jene, denen die leibliche Schönheit, die ſinnliche Welt die höchſte war, als die menſchliche Welt. O, ich ſehe voraus, nun wird ein Graben und Ausgraben, ein Herreiſen, ein Bewundern entſtehn, ein Nachmeiſeln, Nachmalen, das doch Alles todt iſt durch Chriſtum, oder wenn nicht, und

wenn es nicht in achtzig Jahren todt gemacht iſt, das uns todt macht, ſo daß Rom in Wahrheit nichts ſein wird, als Ein Antikenkabinet, Eine Bildergalerie, in allen Kirchen zerſtreut. Und nun kommt das Aeußerſte, daß das Volk endlich wahrnimmt: die ſchönen Urbilder alle der Geſtalten und Bilder haben gelebt, ſie leben noch und immer auf Erden; denn wenn alle Perſonen, die in die Geſtalten zum Theil oder ganz verwandelt worden ſind, das was Ihre iſt, zurückfordern und damit fortlaufen könnten — ſiehe, da würden die Geſtalten ohne Kopf, ohne Hände, ohne nackte Arme, Beine und Leiber ſein, ſelbſt an Vaſari's langem Tiſche ſäße die Hauptperſon ohne Kopf! So, ſo furchtbar bedroht uns das Leben mit tauſendfacher Fülle der Schönheit, auf die Erde wird man mit Fingern zeigen und rufen: Hier iſt der Menſchen Welt! Und Wer erweckt uns ſolche herzenstiefe Feindſchaft? Wer pflanzt uns einen ſolchen prachtvollen Giftbaum? Wer ſieht und achtet in Allem blos die Kunſt, die Schönheit in jedem Werk — alſo auch in unſerem, die allmälige vorübergehende Ausbildung? Wer iſt der heimliche, aber größte Feind unſrer Zeit, unſeres Geltens?

Und Paſſioneï, ſelber Archinto ſprachen: „Der General meint: Winkelmann.“

„Winkelmann?“ verſetzte Albano lächelnd.

Das Lächeln gab dem dreiſten Fremden noch mehr Muth, aus einem Briefe über Winkelmann eine Stelle mit Feuer laut vorzuleſen; er bat um Erlaubniß und las mit Kraft: „Heilig iſt der herrliche Mann, heiliger als alle eure Heiligen, über den der ſchmerzenvolle Geiſt des Alterthums ausgegoſſen ward! Der, was alles ſchön und groß geweſen, noch einmal, auf Einmal nachempfand, und nicht ſtarb, nein, nur ſelig ward! Der, was die arme auf Erden verlaſſene Menſchheit duldete, noch einmal auf Einmal nachempfand, aber es nicht ausſprechen konnte, weil alle das ſelige Leid und die ſelige Schönheit auf Einmal über ihn kam, was alle Einzelnen in Jahrtauſenden allmälig und tropfenweiſe gelitten wie Feuer, getrunken wie Nektar, und einzeln dahin geſtorben, indeß das millionfache Sterben und der millionfache Tod, und die Gräber auf Einmal herzerſchütternd in

ſeiner Seele lebendig und wahr ward, als er die erſte Urne ſah, die erſten Trümmer der Göttin der Schönheit! O ſchaaflederne, elendshäutene Seelen, in deren Gedanken nie eine Ahnung der heiligen Wehmuth, der innigen ſelbſtſtändigen Seligkeit gekommen, die in dem Weſen des Alterthums liegt; des wahrhaft Heiligen und Herrlichen jener edlen Menſchen, die *das ſterbliche Leben* auf Erden feierten, es auch für ein Leben anſahen, ja für das alleinige Leben des Menſchen, des Geiſtes auf Erden, und die es ſchmückten mit allen Blumen, die es hatte; die das Weib bekränzten, die einen nur kleinen Menſchen gebar; und das Bett und das Kind; und den Sterbenden und den Todten und das Grab noch bekränzten; und in ſolcher gründlichen Rathloſigkeit gegen das Alter, und götterhaften Hülfloſigkeit gegen den Tod noch heiter lächelten und die Urnen ſchmückten mit Leben, weil Leben und Tod ein Leben des Menſchen iſt — ſchweiget doch, ſchaaflederne, harte, ſogenannte weichgeſchaffene Seelen! Lebt ihr und ſterbt ihr nicht auch noch? Leidet ihr nicht auch noch alles Menſchliche, alles Mögliche? Iſt eine einzige, zum Leben gehörige und das Leben ausmachende Arbeit und Mühe, eine Qual, eine Thräne von euch genommen? Keine! Keine! Aber wo habt ihr die Gnüge, die Freude, die Ewigkeit, ja die Seligkeit? — O ſo begreift doch wenigſtens einen antiken Menſchen, ein antikes Weib, die antike Erde! Glaubt doch wenigſtens an die Zwei ihrer Alles ausgleichenden Genien: glaubt an Schönheit und Liebe! Und könnt ihr das, dann ehrt einen Mann unter euch, der vor Erſtaunen über die Blumen in ſeiner Hand bezaubert bebt; vor einem Kinde verklärt daſteht und glänzt wie Moſes; der über ein gelbes Herbſtblatt, tauſend Blätter, tauſend alte Herbſte erſchütternde Thränen vergießt, und dann voll Seligkeit in der Wehmuth, *voll unſterblichen Lebens in der Seele*, begnügt und ſtark ausruft: O, das Leben iſt ſelig! So iſt das Leben allein erſt das Leben; das alte Leben war froher, freudvoller als das neue, das die Erde für Nichts hält, ein ſchönes Kind und ein ſchönes Weib für Nichts, und Thränen und Tod und Grab — alſo dies Leben, wie es immer war und ſein wird, für eitel Nichts. Aber genug! Bis hierher genug! Ihr erwacht wieder; der Schlaf der Betäubung iſt aus! Die Natur wird wieder ihr Wort zu euch reden, ihr ſanftes Wort, wie eine ſanfte, gute, verrathne, vergeßne Mutter, wie eine Geliebte. Sie wird eure Verachtung Ihrer

nicht noch an euch ſtrafen; denn eure Strafe war ja euer Elend bis auf dieſen Tag! Wer iſt das, der Winkelmann ſchmäht! Ihn mißverſteht! Seine Bruſt iſt eine Urne der ſeligen Welt. Die Seele deſſen iſt groß, ſie allein iſt die Seele eines Göttlichen, die das Kleine begreift und erkennt und es ehrt —: einen Ring am Finger mit einem Menſchengeſicht; ein Ohrgehäng — die goldne Cikade einer ſchönen ſterblichen Athenienſerin, denn die Fülle der Natur iſt darinnen begraben; ſelig die Seele deſſen, der grade das Flüchtige, Vergängliche hoch ehrt am Menſchen: ein ſchönes Haar! nur die ſchönen Augenbrauen! ein Grübchen in der Wange! eine ſchöne Lippe! Dem das Lächeln eines ſchönen Antlitzes das Herz zerreißt, wie der Sappho, die ihrem Geliebten gegenüber ſitzt. So pocht Winkelmann das Herz, der unverleugbaren, ſchönen, unvertilgbaren, ſiegreichen Natur gegenüber! So weint er, ſo ruft er: ich erblaſſe, ich ſterbe! So ein Mann mußte erſcheinen als ein Retter der Menſchheit, der ſelber leidend, ſelber ſich freuend bis zu Entzücken und Ohnmacht, den Andern die Augen aufthut, die Sinne frei macht, und in ihr verdumpftes Bewußtſein auf Erden, in die Ohren der Lebendigtodten und Todtlebenden ruft: Steht auf und lebt! Seht, die Natur lebt! Um euch und in euch! Sie iſt ſchön zum Sterben! Das Leben iſt ſchön zum Sterben! Habt Geiſt für den Geiſt, der Alles als Meiſter ſchafft! Liebt doch die unvergleichlichen Hände! die koſtbare, einzige Arbeit! Habt Kraft zum Hierſein! „„Hier bin ich!““ ruft jede Kraft in allen Winkeln. Gut! So ein Winkel iſt auch die Erde. So rufe auch Menſch: „Hier bin ich! —“

„Bagatella!“ verſetzte mein General Ricci; oder grade fragt der Herr: ob Er hier ſei! — Gut; lebt! aber lebt gut! Denkt nicht, daß Ihr ein Porco im Leibe habt, daß ein Sperling in dem Thiere lebt, in welches Circe ſogar verwandelte. Kann die Kirche weniger thun?

„Es iſt aber jetzt die Frage: an Wem die Verwandlung iſt?“ verſetzte der Fremde, bitter anſpielend auf die Auflöſung des Ordens.

„Wir bleiben, wie wir ſind!“ trotzete Ricci.

„...Oder ſind nicht!“ drohete Jener. „Gewiß nicht bei Uns!“

Der General konnte vor Wuth nicht ſprechen, aber dann fielen Worte, die wenigſtens Ich nicht hören ſollte! Süß wie Honig, aber Gift! Drohungen, aber nur wie feine Spitzen von abgebrochenen Dolchen! Der General ging auf und ab — er ſchritt bis in die Laube — gewahrte mich! Himmel, ich war verloren! Aber er machte mich ſicher dadurch, daß er that, als wenn er mich gar nicht bemerkte! Sie ſchieden dann; ich raffte den Brief auf, den der Fremde im Eifer verloren. Dich Margherita, erfreute ja jedes Geſpräch über Kunſt, und Winkelmann war Dir ein Prophet. Dein ſchöner Leib und ſein ſchöner Geiſt beſiegten, durchdrangen einander. Nun weißt Du Alles. Um Mitternacht ward ich gebunden, in ein Gefängniß geworfen, der Fahrt des verſchloſſenen Wagens nach, in die Engelsburg. Wie viel Tage, Monde, Jahreszeiten, Jahre ich geſeſſen, konnt' ich nicht zählen, mir fehlte das Maaß der Menſchen, die Sonne!

Endlich frug ich meinen Raben, ob kein Weg, keine Bedingung zur Freiheit ſei?

Wieder nach lange erhielt ich Bedingungen. Ich ging ſie ein. Um der Freiheit Willen betrügt der Menſch Brüder und Vater und Mutter, verſchreibt er ſich der Hölle, geſchweige.................

(Hier fehlt grade ein ganzes Blatt der Schrift des Arcangeli.)

Den 10. Juni.

Ich bin mit ihm zu Grabe gegangen. Er iſt zur Ruhe. Du haſt nun Ruhe vor ihm. Er wird nicht zu Dir zurückkehren. Noch manchmal wird er die Nacht in Deine Träume kommen, bis er auch da ausbleibt, wenn Du am Tage Dich ſchämſt und bereueſt. Das wiſſen die Seelen. So habe ich nun Ruhe. Ach, wodurch? Durch Dich! Wer thut eigentlich das Böſe in der Welt? Wer dazu reizt, und es dem ſchweren Herzen aufgibt, auspreßt! Kehre Dich zum Himmel! Kehre zum Himmel! Glaube mir ja! Ein Mörder, und nicht an den Himmel glauben! Ich nicht an den Himmel. Für mich, und für Dich. Büße noch hier ab! Laß' Meſſen leſſen! Thu' gute Werke! Vor Allem: glaube! glaube! Das iſt die ſicherſte Rettung. Ich habe Dir Zeit zu Deinem Heil verſchafft! Ich glaube, und: Wer glaubt, wird ſelig. Von dem „Wer" iſt Niemand ausgeſchloſſen. Das empfand ich unter der Todtenmeſſe. Bandelli hatte mir ein weißes langes Leinwand der Brüderſchaft und eine Maske zu bringen gewußt. So ſchloß ich mich an den Zug von der Piazza nach der Kirche von San Giuſto den hohen Berg hinauf, mit der Ausſicht über das Meer — nach Italien! Droben an der Kirchthür rechts blieb ich ſtehen, wo ich vor einigen Tagen auf der Platte davor die Grabſchrift eines Herrn geleſen, der grade vor hundert Jahren von ſeinem Diener ermordet worden. — Jetzt paſſirte der Todte im offenen Sarge ein, und der Sarg klemmte mich an die ſteinerne Pfoſte, daß mir der Athem verging. Er lag wohlfriſirt, toupirt und gepudert da, in ſeinem galonirten Kleide, in dem er zu vornehmen Herren zur Aufwartung ging! Er ward über und über mit Weihwaſſer beſprengt, und ich fürchte, daß er auflache, ſich aufſetze und das neue Weſen verhöhne. Aber der Spott war aus. Der Gang muß zu ernſt ſein! Wahrlich, ich weinte unter der Maske — denn Du hätteſt geweint! Ich ſahe mit Deinen Augen ihn in die ſchwarze Höhle hinunterſchleppen, wie die Ameiſen ihre Larven hinunterſchleppen, und zu fremden Todten. Aber nur die Lebenden ſind ſich fremd mit ſehenden Augen; die Todten ſind ſich alle auf einmal wohlbekannt, als ewige Genoſſen. In einigen Jahren

werden die Särge geleert; und ſeine Gebeine werden, mit andern vermiſcht, hinaus in die Steingruben geworfen. Niemand wird ein Gebein von ihm finden oder kennen! Ich dachte an den Baron, der ihm nur ein Alter von fünfzig Jahren vorausgeſagt — und Deinem Manne, Margherita! Pflege ihn alſo wohl! Vergilt ihm noch Alles! Aber der Herr Baron wußte ſein eignes Schickſal nicht! In Wien, am Weintiſche freilich, ließ er ſich ſchmählich darüber aus, daß Winkelmann wieder nach Rom zurückkehre. Das durchfuhr mich wie ein Blitz, der aber ziſchend in mir leben blieb und in meiner Gewalt. Er ſei krank geworden, je weiter ihn Cavaceppi nach Deutſchland geſchleppt. Noch hab' er das Fieber. Er lachte, er verlachte Dich! — er nannte Deinen Namen!

Da ging ich hinaus, ihm aufzulauern. Er kam. Die Nacht war finſter, das Meſſer war ſchlecht. Er war ſtärker als ich. Er war nur verwundet. Er genas. Darum ward ich zum Tode verurtheilt wohl, aber begnadigt und Landes verwieſen. So eilt' ich nun Ihm nach, hierher, nach Trieſt. Bekanntſchaft war bald gemacht. Wie Er mich anſah, wie Ich ihn anſah! Deinen Winkelmann! Wie er meinen ſchönen Bau bewunderte! Meine Kraft! Er hatte mich gern. Ich ihn. Ich ſtellte ihm Himmel und Hölle vor, nicht zurückzukehren! Ein beſſeres Meſſer hatte ich nun. Im Traume warnteſt Du mich — Du fielſt vor mir auf die Kniee. Ein Engel aber warnte Dich und riß Dich auf und fort. Ich wollte fliehen, Abſchied von ihm nehmen, noch einmal Dein kleines Bild zu ſehen, das Deine Schwägerin Thereſia gemalt. Er ſaß nach Tiſche ſchreibend. Ich trat ein. Er war über mein plötzliches Scheiden betroffen, und ſchlug mir nicht ab, mir ſeine goldnen großen Münzen zu zeigen. Er ſchnürte den Strick vom gepackten Koffer, er kniete hin, er öffnete, da glänzte mir und ihm Dein Bild, Dein reizend Bild in die Augen, das oben auf lag. Er ſchwieg; er war nicht in der Welt. Alles ergriff mich da übergewaltig; mein Schwur, Rache an unſrer geheiligten Religion, Eiferſucht, Liebe, Gewalt, Dich zu retten! Was ich that, that ich ſicher!

Nur Dein einfaches Bild ergriff ich, damit es nicht zeuge! Ich war außer mir. Denn nun kämpfte ich erſt den ſchwerſten Kampf! Wir Italiener

rauben, morden, und was weiß ich, nur nicht ſtehlen. Stahl ich — ſo enthaupteten ſie einen gemeinen Dieb! Ließ ich das Gold und alle verzeichneten Koſtbarkeiten, kam das in die Akten, dann mußten ſich die alten Perücken den Kopf zerbrechen: warum der Arcangeli ſo was gethan? Es mußte ein Licht in der Finſterniß bleiben, ein Schlüſſel für einen Verſtändigen! Ich nahm nichts, aber Gott! ich wollte ja ſtehlen — — da hörte ich Lärm. Ich konnte nicht mehr, ich mußte mich retten — und den Schlüſſel zur That verſiegelt und offenbar liegen laſſen. Vergieb! Vergieb! Verlaß' Dich auf die Dummheit der Menſchen!

Man hat einen Unſchuldigen ſtatt meiner ergriffen! Ich ſiegle nur noch. Dieſe Nacht kommt der Freund. Er bringt Dir auch Dein blutiges Bild. Ich kann nicht mehr, ich will auch nicht fliehen. Nur noch eine Nacht, daß man alle das Sauſen und Brauſen im Kopfe begreift. Nur nicht dumm ſterben! Nur noch Ein Schlaf! Ein Schlaf! Gott gönne Dir viele! Morgen, morgen räche ich voraus meinen Tod an den Narren, die die Mörder morden! Doch ich bedarf den Tod als Schlaf, als Ruhe, als Klugwerden, als Rettung von dieſer Welt, in der ich nur elend war. Weine nicht! um Francesco nicht!

Arcangeli.

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

An den Tod.

Wenn 's mir einſt im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunſt helle Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zuſammen!
Brich ihn ſchnell, nicht langſam wühle,
Deinen Sänger laß entſchweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Aſche der Gefühle.

Niagara.

1.

Verſchiedne Deutung.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerſchellen,
Und wie ſie, ſprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenſtralen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenhellen Regenbogen.
O Freund, auch wir ſind trübe Wellen,
Und unſer Ich muß erſt zerſchellen,
Nur ſtäubend in die Luft vergangen,
Wird es das Irislicht empfangen. —

„Trüb, farblos waren dieſe Fluten,
So lang ſie noch im Strome wallten,
Sie mußten vielfach ſich zerſpalten,
Daß ſie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einſam,
Ein armes Ich; doch ſtralen ſie
Im hellen Himmelslicht gemeinſam
Des Bogens Farbenharmonie."

2.

Nah und Fern.

Klar, und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd ſüßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im ſanften Fluſſe,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederſtralt in froher Muße,
Und die Sterne ſtiller Nacht.

Alſo ſanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungeſtört
Und erſtaunt die meilenweiten
Katarakte rauſchen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich ſeines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert,
Zieht er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr ſchönes Bild zertrümmert,
Das er erſt ſo freundlich trug.

Seine Rapids ſtürzen, ſchießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnſucht hingeriſſen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall,
Hört er nimmer, nachgekommen,
Ob der Rapids wildem Schall.

Und ſo mag vergebens lauſchen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauſchen
In der Ferne der Prophet.

Crucifix.

Hält der Menſch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an ſein Herz,
Hat er ſich zur Kreuzigung bereitet.
Solche Lieb' iſt ſelten auf der Erde,
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menſchheit eilig feſt,
Jeſus, Deine liebende Gebärde!

Bendemann inv. *P. Müller del.*

JEREMIAS,

auf den Trümmern von Jerusalem.

Die Schiffe.

Von

Ferdinand Freiligrath.

In der Lenznacht an dem Hafen bin ich auf und ab gegangen;
Träumend flüſterten die Segel an den ſchwarzen Segelſtangen.
Schlummernd lagen die Korvetten, ſchlummernd lagen die Fregatten;
Bugſpriet nur und Fockmaſt hört' ich ſich beſprechen noch im Schatten.

Und in ihre leiſen Reden ſcholl das Murmeln der Figuren.
Seht ihr ſie? — vorn auf den Schiffen! — Thetis und die Dioskuren!
Robin Hood und — o, der Paarung! — lächelnd neben ihm Frau Venus!
Dort im Lotoskranz der Indus, und im Schilfkranz hier der Rhenus!

Götter waren 's und Heroen! ſchlanke Weiber, bärt'ge Greiſe!
(Jedes Schiff hat ſeinen Namen, und es iſt der Schiffer Weiſe,
Daß das Bildniß des Erlauchten, der des Schiffes Hort und Pathe,
Wohlgemeißelt unter'm Bugſpriet ſie befeſtigen zum Staate.)

Dieß die Rufer, deren Stimmen jetzo, wo die Kiele ſchliefen,
Durch das Dämmerlicht der Mainacht leiſe ſich bei Namen riefen;
Lauſchend ſprang empor die Welle, die der Murmler Fuß benetzte,
Und auf eines Ankers Trümmer war's, daß lauſchend ich mich ſetzte.

Neptun.

Siehſt du das Blut, o Rhein,
Das meine Füße röthet?
Vom Opfer iſt's, das ein
Aethiope mir getödtet.

Es war in Afrika;
Wir lagen vor der Brandung.
Kein nordiſch Auge ſah
Den Ort vor unſrer Landung.

Es war bei'm Fliehn der Nacht;
Laut ward's in der Schebecke.
Der Morgenruf der Wacht
Erſcholl auf dem Verdecke.

Des Zebras bunte Zucht
Erging ſich am Geſtade;
Das Quagga ſchritt zur Bucht,
Daß es die Schenkel bade.

Da kam vom Bergeshang
Ein Greis, ein Aethiope;
Zu ſeiner Rechten ſprang
Die zahme Antilope.

Durchbohrt von ſeinem Speer
Sah ich alsbald ſie fallen.
Er ſagte: „Laß, o Meer,
Mein Opfer dir gefallen!"

Das Blut rann auf den Sand;
Die Fluth hat es verſchlungen,
Und iſt zu meinem Stand
Damit empor geſprungen.

Wie lang ich auch den Ort
Seitdem verlaſſen habe,
Doch ſpülte ſie nicht fort
Des Schwarzen Scharlachgabe.

Den ganzen Winter ſchnob
Der Nord durch meine Stengen.
Wann wird der Aethiop
Auf's Neue Blut mir ſprengen?

Baffin.

Ein purpurn Opfer, bald ſchon wohl
Wird rauchend über 'n Sand es rollen,
Wenn irgend eine Bucht am Pol
Mich eineist mit gewalt'gen Schollen.

Ein rauh Gebiet! Die See voll Eis!
Gefrorner Schnee das Kleid der Erde!
Geſenkt die Schaufeln des Geweih's,
Gräbt ſich ihr Mahl die Rennthierheerde.

Und, ſieh! aus eines Rennthiers Haut
Hat am Geſtade ſich der Lappe
Ein kegelförmig Haus gebaut,
Bedeckt mit weißer Flockenkappe.

Draus wandelt er mit feſtem Schritt,
Und wählt ein Thier ſich ohne Fehle.
Er läßt es knie'n; — ein raſcher Schnitt!
Ein Blutſtrahl ſiedet aus der Kehle.

Er wühlt ſich ziſchend in den Schnee,
Und bahnt ſich dunkelrothe Gleiſe;
Doch nicht gelangt er bis zur See;
Kalt weht der Nord — er wird zu Eiſe.

Rhenus.

Nicht von Guinea bin ich kommen,
Nicht nach dem Eismeer ſteht mein Sinn;
Den Deutſchen Strom herabgeſchwommen
Nur komm' ich, deſſen Bild ich bin.

Nicht, wenn im Fluſſe man ſich ſpiegeln
Die Traube ſieht, vom Herbſt gebräunt,
Es war die Zeit, wenn auf den Hügeln
Der Rebſtock ſeine Zähren weint.

Der Lenz durchſchritt den weiten Garten,
Den Gott gepflanzt am Rheinesſtrand;
Er ſchaute lächelnd von den Warten
Der grauen Burgen durch das Land.

Vorüber flogen Römerpforte,
Vorüber Burg, Abtei und Dom;
Verſunkne Waffen, goldne Horte
Erglänzten funkelnd tief im Strom.

O, welch ein Fahren, welch ein Schwimmen!
In's Fluthgebraus die Lurley ſang.
Am Ufer ſcholl von freud'gen Stimmen
Ein Lied: „Es klingt ein heller Klang!"

Mit meinen Reben, meinen Sagen
In eurem bunten Kreiſe hier,
Vom Innern an das Meer getragen,
Wie fremd, wie fremd erſchein' ich mir!

The Arab.

Laß brauſen deiner Sagen Quell;
O, laß mich hören dein Gedicht!
Hier ſtört das heiſre Nachtgebell
Des Schakals den Erzähler nicht.

Komm, laß uns üben freud'gen Tauſch!
Wenn deine Quelle mich geletzt,
Dann will ich, daß in glüh'nden Rauſch
Scheherezade dich verſetzt!

So tauſchten, als das Abendland
Vordem in blanker Waffen Schmuck
Gen Morgen zog, beim Stilleſtand
Der Waffen Ritter und Seldſchuk.

Sie lagen an des Wachtfeu'rs Gluth;
Im bunten Turban hier der Schech,
Der Ritter dort im Eiſenhut
Und in des Panzers güldnem Blech.

Der ſchwüle Wind der Wüſte fährt
Durch Beider ſchwarz und gelb Gelock;
Das Wüſtenroß, des Rheines Pferd
Stehn friedlich an demſelben Pflock.

Und die noch geſtern feindlich Bahn
Sich hieben in des Kampfes Reih'n,
Das Kreuzſchwert und der Ataghan,
Sie liegen heut' auf Einem Stein.

Die Lanze lehnt ſich an den Speer, —
So kürzten Denen auf der Wacht
Arabiſch Mährchen, Deutſche Mähr
Die Eine kurze Friedensnacht.

Des Deutſchen Sage war dem Licht
Des Mondes dieſer Mainacht gleich;
Des Emirs einem Truggeſicht
Der Wüſte, blendend, ſchimmerreich.

Gladiator.

Und wem die meine? — dieſes Schiff
Das zweite ſchon, auf dem ich fahre.
Im Südmeer ein Korallenriff
Ward vorig Jahr des erſten Bahre.

Ein Fahrzeug von Archangels Werft
Schwamm mir zur Seite dort, die Lena;
Doch nur für mich fand ich geſchärft
Den Klippendolch der Schaumarena.

Sie ließ er ziehen ihren Lauf,
Und eine Palmenbucht erreichen;
Mir aber riß er meuchlings auf
Der Bruſt metallbeſchlagne Eichen.

Wild haust im Takelwerk der Sturm;
Das Steuer dröhnt, die Maſten ſchwanken.
Der Fechter krümmt ſich, wie ein Wurm;
Jäh berſtend, löſen ſich die Planken.

Und untergeht in weißer Furch',
Was geſtern froh noch Flaggen hißte;
Des Schiffes Bild nur ſchlägt ſich durch,
Geſpült von ſeinem Schaugerüſte.

Friſch kämpf' ich mit der Wellen Schwarm; —
Gern muß der Gladiator ringen! —
Da plötzlich einen weichen Arm
Fühl' ich erzitternd mich umſchlingen.

Bleich aus der Schwärze naſſen Haars
Schaut mich ein Antlitz an mit Zagen.
Des Schiffers holde Tochter war's; —
Halt' feſt! ſei ſtark! ich will Dich tragen!

Und feſt verkrampft ſich Hand in Hand;
Drei Tage lang trag' ich die Bleiche.
Am vierten endlich ſeh' ich Land,
Doch ſeh' ich's nur für eine Leiche.

Die Brandung wirft uns an's Geſtad,
Allwo, die Schweſter zu empfahen,
Durch's Palmenholz auf blum'gem Pfad
Des Eilands ſchlanke Töchter nahen.

Leis rauſcht das Meer, die Taube girrt;
Sie haben weinend ſie beſtattet.
Von einem alten Brotbaum wird
Des fremden Mädchens Gruft beſchattet. —

Die Lena lag am Ufer ſchon,
Ganz, nur ihr Bild des Sturmes Beute!
Ich ziere jetzt ihr Gallion,
Und ſehne ruchlos mich in's Weite.

Indianer.

Und ich im Waſſer ſpiegle mein Geſicht
Und meines Haares dunkelbraune Stränge,
Zu ſchau'n, ob Flammen meiner Stirne nicht
Verſengt der Federn feuerroth Gepränge.

Mandarin.

Und ich auch ſpiegle tief mich in der Fluth,
In der ſich ſpiegeln Segel, Raa'n und Maſten,
Auf daß ich ſeh', ob unverſehrt von Gluth
Mein gelb Gewand und meiner Mütze Quaſten.

Indianer.

Denn als ich jüngſt von Deinem Hafen ſchied,
O Stadt Newyork, da ſtandeſt Du in Flammen;
Von Funken ward die ſchwarze Nacht durchſprüht,
Ein Gluthmeer war's, in dem wir Schiffe ſchwammen.

Mandarin.

Denn als ich jüngſt, o Canton, Dich verließ,
Da brannteſt Du, da ſchnobſt Du Rauch und Funken.
Erſchreckt von Deinen glüh'nden Ufern ſtieß
Die bunte Menge Deiner tauſend Junken.

Indianer.

Wohl iſt ein Waldbrand grimm und fürchterlich,
Wenn er ſkalpirt der Berge laub'ge Stirnen.
Nichts hält ihn auf; er wälzt durch Ströme ſich,
Verkohlt den Wald, verglas't der Felswand Firnen.

Mandarin.

Und, bei'm Confuz, ein Schauſpiel, groß und hehr,
Gewährt dem Aug' die Feier der Laternen.
Da wird die Stadt zu einem Strahlenmeer,
Die Straßen ſind Jantſekiangs von Sternen.

Indianer.

Doch mehr als Waldbrand war in jener Nacht
Der Brand Newyorks; — die höchſten Dächer ſchürzen
Mit Flammen ſich, Gewölb' und Giebel kracht,
Die Häuſer taumeln, und die Thürme ſtürzen.

Mandarin.

Und welch Laternenfeſt an Glanze kam
Dem Brande gleich der dreizehn Handelshäuſer? *)
Als er durch Boten das Gerücht vernahm,
Zerriß zu Peking ſein Gewand der Kaiſer.

Indianer.

Als meinen farb'gen Federnkranz beſtaubt
Die weh'nde Aſche, zog ich fort in Trauer.

Mandarin.

Und Cantons Aſche ſtreuten auf ihr Haupt
Die Wächter auf der großen Mauer. —

---

*) Cantons europäiſches Stadtviertel.

In der Mainacht an dem Hafen bin ich auf und abgegangen,
Bis des Morgens friſcher Odem kühlte meine heißen Wangen.
Rings auf den Verdecken hört' ich fremder Vögel Frühlied ſchallen;
Aus dem Garten über'm Waſſer ſcholl das Lied der Nachtigallen.

Nachtfahrt

Es braust die Fluth, der Schiffe Masten krachen;
Es ist die finstre, schwarze Mitternacht;
In fremder Zunge kündet hier die Wacht;
Fluch dem Gewälsch! es wird toll nach machen!
O, meine Heimath! Streckt euch, meine Drachen!
Reißt aus! dahinten laßt Moor u. Gracht!
Mein Vaterland, die Thore aufgemacht!
Nach deinen Bergen zieht mich's aus dem Flachen!
Lang mißt' ich dich! oft unter stillen Thränen!
Doch jetzt — ja, das ist deiner Sprache Töne!
Das ist dein Volk! vorwärts, mein nächt'ger Ritt!
Ich seh' dich wieder! auf des Geistes Schwingen
Durchschweif' ich dich, dann meine Lieder klingen: —
O, hörtest du statt ihrer meinen Tritt!

Ferd. Freiligrath

Die Volksgeiſter

Griechenlands, Israels, Roms.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Die welthiſtoriſchen Volkswesen haben bisher durchgängig dieſelben Lebensformen gezeigt. Sie geſtalten ſich, — kämpfen zunächſt, um ihre Selbſtſtändigkeit zu behaupten, — gleichſam um zu Ehren zu kommen, — mit ihren Umgebungen, — erſtarken in dieſem Kampfe, aber ſpalten ſich in ſich ſelbſt, — zerkämpfen ſich, bis ſie einem Dritten unterliegen, — dann in ſich gehen, ihre höhere Perſönlichkeit erfaſſen, und, nachdem ſie dieſelbe zu Tage gebracht, — verſcheiden.

Während aber die Leiber der Wiederbelebung und Auferſtehung harren, — ſchweben die abgeſchiedenen Geiſter — belehrend, rathend, warnend, anregend, um die jugendlichen Geſchlechter, und bereiten mit ihnen die Wege für die Boten Gottes, die, wenn die Zeiten erfüllt ſind, — jedes welthiſtoriſche Volk zur Wiedergeburt rufen, ein jedes nach ſeiner Ordnung, und zu eigenthümlicher Verklärung!

Als ſolche, gleichſam hypoſtaſirte, welthiſtoriſche Volksgeiſter treten uns entgegen die Schriften des alten und neuen Bundes, griechiſche Kunſt und Philoſophie, und das Recht und die Tugendlehre der Römer.

Nicht zu überſehen iſt aber bei dieſen Doppelgeiſtern, daß die zuerſt bezeichneten, nämlich: das alte Teſtament, die griechiſche Kunſt und das römiſche Recht, — die unmittelbare, urſprüngliche Individualität Israels, Griechenlands und Rom's in ihrer erſten Verklärung darſtellen; während das neue Teſtament, Sokrates und Seneka gleichſam die letzten Worte der abſcheidenden Volksperſönlichkeiten ſind, welche, im

Vorgefühl einer beſſern Welt, ſchon ihre irdiſche Beſchränktheit durchbrechen, — und über dieſe und über ſich ſelbſt hinausweiſen auf eine dritte Verklärung, durch welche ſie aus ihrer Abſonderung zu einem ewigen Bunde vereinigt werden ſollen.

Uebrigens läßt ſich auch wohl mehr als nur vermuthen, daß die Sokratiſche, die chriſtliche und die ſtoïſche Schulen bereits aus der geiſtigen Vermählung verſchiedener Volksindividualitäten hervorgegangen ſind. Sokrates ahnet den einigen ſittlichen Gott Israels, Plato hatte in Aegypten tiefere Weisheit geſchöpft, Ariſtoteles war der Gefährte des erobernden Alexander. Chriſtus kannte die perſiſch-babyloniſchen Propheten und Apocryphen und das ägyptiſch-griechiſche Buch der Weisheit, Paulus und Johannes waren mit nicht-jüdiſchen Ideen bekannt. Ebenſo war Seneka ſowohl mit der ſokratiſchen Schule als mit orientaliſchen, vielleicht ſelbſt mit bibliſchen Vorſtellungen vertraut.

Faſſen wir aber die geiſtigen Lebensfrüchte jener drei Völker in ihrem eigenſten Weſen und in ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung auf, wonach ſie ſich, einander ergänzend, zu Einer Weltgeſtaltung zu vereinigen ſtreben, dann bieten ſich uns folgende Elemente und Momente dar: Das A. T. läßt die Natur und den Menſchen aus Gottes gütiger Allmacht hervorgehen, die Natur als endzwecklich bezogen auf den Menſchen, dieſen, als berufen zur Herrſchaft über jene und beſtimmt zur Ebenbildlichkeit und Einigkeit mit Gott. Es zeigt uns Gott als ununterbrochen waltende Vorſehung, als Geſetzgeber, Richter und Lenker der Geſchichte. Es verkündigt die geſammte Lebensordnung als göttlichen Willen, ſtellt die religiös-nationale Staats-Geſellſchaft dar als eine höhere, geiſtige Schöpfung, und gibt dem ganzen irdiſchen Daſein die Weihe der Religion, die ſich in göttlich begeiſterten Dichtungen ausſpricht. Aber es weiſet auch ſtets über das Beſtehende hinaus auf eine glänzende, beſſere Zukunft.

Indeſſen beginnt Griechenland mit dichteriſcher Verherrlichung ſchöner, tapferer und edler Individualitäten, geht über zu freithätiger Geſtaltung beſonderer Gemeinweſen, zu heiterer, künſtleriſcher Ausſchmückung

des irdiſchen Daſeins, zur lebensfrohen Feier kraftübender Spiele. Und als der menſchliche Geiſt durch lange Selbſtthätigkeit erſtarkt war, wendet er ſich, nun ſelbſt zur Weltmitte geworden, frei forſchend hinaus zu der umgebenden Natur, und ſucht aus eigenen Mitteln die urſprüngliche Einheit der mannigfaltigen Erſcheinungen. Selbſtdenkend ſtrebt er die Welt zu begreifen, ſein eigenes Innere zu erkennen und aus ſich ſelbſt ein ſchönes ſittliches Daſein auf eigene Ueberzeugung zu gründen. Und als alle Kräfte des Menſchen ihr freies Spiel gewonnen, ſpricht ſich die jugendlich ſchöne Volksthümlichkeit aus in plaſtiſchen, dramatiſchen und hiſtoriſchen Kunſtwerken.

Indem aber der Menſch freithätig in ſein Tiefinnerſtes eingedrungen, findet er hier, weit hinausreichend über den beſonderen Volksgeiſt, den Glauben an einen einigen, heiligen Welt- und Menſchen-Gott, an ein göttliches Sittengeſetz und an ewige Fortdauer der ſittlichen Perſönlichkeit. Der Lichtfunke wahrhaft religiöſen Lebens lodert alsbald zu einer ſchönen Flamme auf; das Leben eines edlen Weiſen ſteigt als reines Opfer zum Himmel empor, das wiedergeborene verklärte Griechenthum treibt ſeine unſterbliche Blüte in Platos künſtleriſch ausgebildeter Theoſophie, und weiſet in ſeinem Ideale eines Tugendſtaates auf eine noch ſchönere Zukunft hin. Ariſtoteles aber beſchließt den geiſtigen Weltbau, den Kosmos des griechiſchen Volkes, indem er alles äußerlich und innerlich Vorhandene zu ordnen, und die Geſetze des Denkens ſelbſt zu erfaſſen ſtrebt.

Wie nun die eigenthümliche Geſchichte Israels bedeutungsvoll mit den zwei ſteinernen Tafeln der Gottesgeſetze — den zehn Geboten Gottes, — und die Geſchichte Griechenlands mit zwei heroiſchen Gedichten, mit den vierundzwanzig Geſängen der Ilias und Odyſſee, ſo beginnt Rom mit den zwölf Tafeln ſelbſtgewollter Geſetze und der darin ausgeſprochenen privatrechtlichen Gleichſtellung des Adels und der Bürger, alſo mit Anerkennung einer rechtlichen, autonomiſchen Perſönlichkeit, und mit Einrichtung eines auf bürgerliche Selbſtſtändigkeit gegründeten Rechtsſtaates. Dieſe Anfänge entwickeln ſich, — dem zu Grund liegenden Prinzip des perſönlichen Rechtes gemäß, — zu einer verſtändig durchgeführten Geſetzgebung, zu einem freibürgerlichen Gemeinweſen, und zu immer

größerer Verſelbſtſtändigung und Selbſtverherrlichung des Einzelnen. Je ausſchließender aber die Perſönlichkeiten ſich gegeneinander zu behaupten ſuchen, um ſo klarer mußte auch das gemeinſame, das zuſammenhaltende Band zum Bewußtſeyn kommen, und es war gerade die Entwicklung der römiſchen Eigenthümlichkeit, welche über die Beſchränktheit des Volksthumes hinaus führte zur rechtlichen Gleichſtellung erſt der Römer mit anderen Bewohnern Italiens, dann der römiſchen Italiener mit den übrigen Provinzialen, endlich zur Anerkennung eines allen Völkern gemeinſamen Rechtes, — und der menſchenrechtlichen Gleichheit des Freigeborenen und des Sclaven.

Indem auf dieſe Weiſe die Perſönlichkeit ſich im Verhältniß zu anderen Perſönlichkeiten in ihrer Majeſtät geltend machte, wurde auch das Bedürfniß innerlicher Freiheit rege, und die Idee vernünftiger Selbſtbeherrſchung wurde den römiſchen Stoïkern das Prinzip einer moraliſchen Weltordnung, in welcher das heroiſche Zeitalter zur Behauptung der Selbſtherrlichkeit des rechtlichen Willens, ja ſogar bis zu freiwilliger Lebensentſagung ſich erhob.

Wie aber die hebräiſchen Propheten die übermoſaiſchen Anſchauungen ihres zerknirſchten und gottſeligen Königs entwickelt, und das Buch der Weisheit die höheren Gedanken der Propheten geſammelt und geordnet, — wie Plato die Ideen des willig für die Tugend ſterbenden atheníenſiſchen Weiſen entwickelt, und der Stagyrite die griechiſche Weisheit zur Ueberſicht gebracht, — ſo wurde Seneka gleichſam der Exeget des letzten freien Römers, aber Antoninus ſchrieb für die ſpätere Nachwelt ſein unſterbliches Buch der römiſch-ſtoïſchen Weisheit.

So hatte der Menſch, von Gott ausgehend, im israelitiſchen Volk eine religiöſe Lebensgeſtaltung gewonnen, war dann in Griechenland zum künſtleriſchen Selbſtſchaffen, zum wiſſenſchaftlichen Selbſtdenken und zur Anſchauung ſeiner ſittlichen Beſtimmung gelangt, um durch die Römer zu den Forderungen rechtlicher Selbſtſtändigkeit, vernünftiger Selbſtbeherrſchung und allgemein menſchlicher Selbſtherrlichkeit hingeführt zu werden.

Wie aber einerſeits der ſchöne Geiſt des griechiſchen Volkes ſich in Sokrates ſittlich, in Plato theologiſch, und in Ariſtoteles philoſophiſch verklärt hatte, ſo war anderſeits doch auch Sokrates durch ſeine beiden Prinzipien der Selbſtgewißheit und der moraliſchen Endzwecklichkeit, Plato durch ſeinen Tugendſtaat, und ſeine Erhebung über den Volksglauben, Ariſtoteles durch Auflöſung der Weltpoeſie in Weltwiſſenſchaft mit dem unmittelbar gegebenen Griechenthum in Oppoſition getreten; — Sokrates war im Kerker, Ariſtoteles in der Verbannung geſtorben, Plato vielleicht nur dadurch gleichem Looſe entgangen, daß er ſeine aufklärenden Belehrungen einem kleinen Kreiſe Vertrauter vorbehalten. Ebenſo war der ſelbſtherrliche, heroiſche Geiſt der Römer durch Ausbildung des Rechtes und des vereinzelnden Stoïzismus — zwar zu ſeiner höchſten Blüte gekommen, — aber ebendadurch auch mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen; — denn das Recht verträgt ſich nicht mit Eroberung, und der Stoïzismus trachtet vor Allem nach Verherrlichung ſeines einzelnen Selbſtes. So tödtete denn auch der ſtrengrechtliche, ſtoïſche Kato ſich ſelbſt, um ſeinen Grundſätzen nicht untreu werden zu müſſen, — wie Sokrates dem Kerker nicht entflohen, um ſich ſelbſt gleich zu bleiben; — Cicero aber, der als Anwald des Rechtes ſich den Namen eines Vaters des Vaterlandes erworben, empfieng den Tod von einem Mörder, dem er vor Gericht das Leben gerettet; — Seneka endlich ſtarb auf Befehl ſeines kaiſerlichen Zöglings, der nicht nur ſeine eigene Mutter gemordet, ſondern auch die gealterte, göttliche Roma in Brand geſteckt hatte.

So war alſo ſchon der Olymp zerfallen und das ſchöne Griechenthum durch die mazedoniſchen Eroberer über ſich hinaus getrieben, als Ariſtoteles ſeine philoſophiſche Weltordnung erbaute, und Alexander ſich als Gott verehren ließ.

So waren die römiſchen Götter durch Lucrez von ihren Thronen geſtürzt, und das heroiſch-republikaniſche Römerthum durch Einbringung fremder Wiſſenſchaft und fremder Götter, durch Verſchenkung des Bürger-Rechtes, durch vielfache Freilaſſung von Sclaven und durch das Kaiſerthum über ſich hinausgeführt, als Seneka eine moraliſche Welt erbaute und römiſche Kaiſer ſich zu Göttern aufwarfen.

Aber auch Jsrael hatte ſein beſchränktes Volksthum durch griechiſch-alexandriniſche Wiſſenſchaft und durch den allgemein-menſchlichen, asketiſchen Eſſäerbund überſchritten, als ſein theokratiſcher, religiös-ſittlicher Volksgeiſt ſich in Jeſus verklärte. Als abſtammend vom verherrlichten Königshaus, als in ſich vereinigend das Erhabenſte, was dem Meſſias von den Propheten des erwählten Volkes zugeſchrieben worden, als unmittelbar anknüpfend an die älteſte Volksüberlieferung und aufnehmend den goldenen Faden, der von geweihter Hand war fortgeſponnen worden, endlich als bis zu ſeinem Hinſcheiden theilnehmend an der volksthümlichen Religions-Gemeinſchaft, wurzelte er feſt in dem Volke, zu welchem er auch vor allen ſich geſendet erklärte. Jndem er aber das von den Propheten und Eſſäern ſchon erſchütterte gottesdienſtliche Geſetz thatſächlich auflöste, Gott ſelbſt aus unnahbarer Höhe in die Menſchheit einführte, den Menſchen in aufopfernder Liebe das Mittel zur Gottähnlichung und den Weg zu ewig ſeligem Leben zeigte und eröffnete, indem er ſeine Lehre unter alle Völker verbreiten hieß, und ſelbſt durch Mittheilung und Sendung heiligen Geiſtes ein allgemeines geiſtiges Gottesreich ſtiftete, welches nicht von dieſer Welt ſein ſollte, — indem er endlich, freiwillig ſich opfernd, den Tod tödtete und eine unendliche, jenſeitige Glückſeligkeit als höchſtes Endziel alles irdiſchen Lebens und Leidens enthüllte, — führte er den beſchränkten Volksgeiſt in die große Völkergemeinde über, und ließ den widerſpenſtigen Volksleib als Mumie im Grabe der alten Welt zurück. Der ihn verkündigt hatte, wurde enthauptet, Er ſelbſt wurde gekreuzigt, und bald nach ihm auch in Stephanus ſeine Jüngerſchaft geſteinigt.

So alſo waren in Sokrates, Kato und dem Täufer die Griechen, die Römer und Jsrael geſtorben; aber in Sophokles, Plato und Ariſtoteles, in Cicero, Seneka und Mark Antonin und in Jeſus und ſeinen Apoſteln und Evangeliſten, die Geiſter jener drei Völker aus der Aſche des Grabes, das ſie ſelbſt ſich bereitet, phönixgleich erſtanden, und nahmen ihren Flug in den Aether, um belehrend und warnend, um anregend und begeiſternd die kommenden Geſchlechter ihrer höheren Beſtimmung entgegen zu führen.

Gustav König gez: G. Nehrlich.

FLIEHENDE MAILAENDER.

Gruppe aus einem groſsen Carton von J. Schnorr, den Einzug des Kaisers Fridrich Barbaroſsa in das besiegte Mailand darstellend.

Sei getreu bis in den Tod!

Von

Henriette Ottenheimer.

„Komm an das Herz des Freund's, des Liebenswürd'gen,
Des Gottesſohn's, der Alle, die ihn ehren,
Im Vaterhaus nennt ſeine Ebenbürt'gen;

Der freundlich trocknet alle Kummerzähren,
Die hier ein chriſtlich Auge weint im Stillen,
Der ſeinen Frieden will der Welt gewähren;

Zu ihm, zu ihm komm um der Liebe willen,
Die er ſo reich dir hat ins Herz geſenket,
Damit du deine Sendung mögſt erfüllen.

Ihn zu verkünden, iſt ſie dir geſchenket,
Die ſonn'ge Liebe, die an ihm entglommen,
Der, denkſt du ſeiner, ewig dein gedenket.

Was ſoll dein zukunftloſes Hoffen frommen
Auf den Meſſias, der ſchon da geweſen,
Und nimmer wieder zu der Welt wird kommen?

Ein Kranken iſt es, dem nicht folgt Geneſen,
Es iſt Verdammniß nur zu ew'gem Darben,
Wie du im Worte es des Herrn magſt leſen.

Dir winken nicht des beſſern Lebens Garben;
Der Stachel iſt dem Tode nur genommen
Für die Erwählten, die im Heiland ſtarben.

Durch ihn allein wird man zum Vater kommen,
Das blaue Wundermeer der Gnade flutet
Nur für die ihm Ergebenen und Frommen.

Für ſie nur; — und der Pfuhl der Hölle glutet
Für die Unſel'gen, die den Herrn verläugnen,
Der einſt für uns am Kreuze hat geblutet.

Die Ihn bekennen, das ſind ſeine Eignen,
Erkauft mit ſeinem Tode, ſeinen Leiden,
Die wird er in das Buch des Lebens zeichnen.

Die werden ſehen, wenn freiwill'ge Heiden,
Die gern getragen um das Aug' die Binden,
Auf immerdar von Licht und Auge ſcheiden.

O du, die auch gehört zu dieſen Blinden,
Laß ſehend küſſen dich vom Strahl des Heiles,
Auf daß wir uns bei'm Vater wieder finden,

Auf daß du würdig ſei'ſt des ew'gen Theiles,
Und ohne Zagen denkeſt an dein Ende,
Der Leib nur iſt das Ziel des Todespfeiles;

Der Seele nimmt er nur des Kerkers Wände,
Wenn ſie dem Heiland diente zum Altare,
Wird ſanft enttragen ſie durch Engelshände.

Die aber ſo nicht glaubten, ſchließt die Bahre,
Des Kerkers Kerker ein, für künft'ge Tage;
In Ewigkeit beſtehet nur das Wahre!" —

So ſpricht die Freundin, und der Liebe Waage
Zeigt ihre Worte mir in heil'gem Werthe,
Denn Lieb' iſt ihre Mahnung, ihre Klage.

Und Liebe iſt der Engel dieſer Erde,
Auch dann noch werth, daß unſer Herz ſie ſegne,
Wenn ſie ihm nahet mit gezücktem Schwerte.

Ich ſegne dich, du gute, zu verweg'ne
Verirrte Liebe, die mein Loos will lenken,
Damit ſie droben wieder mir begegne;

Die Demuth predigt, und ſo ſtolz mag denken:
Sie wiſſe nur allein empor die Pfade,
Und kleinlich Gottes Huld wagt zu beſchränken.

Ich aber glaube, ſeine reiche Gnade
Liegt nicht gebannt im neuen Teſtamente
Und nicht gefeſſelt in der Bundeslade.

Vom Weltenanfang bis zu ihrem Ende,
So weit die Schöpfung kreist, die unermeßne,
Iſt ja kein Sandkorn, das ihr Strahl nicht fände.

Und Menſchenſeelen ſollten das Vergeß'ne,
Das Ausgeſtoß'ne ſein von ihrem Lichte,
Weil nicht Ein Glaube iſt der allbeſeß'ne?!

Daß ſo erbarmungslos er droben richte,
Ich glaub' es nicht vom milden Geiſt der Geiſter,
Nicht daß er grauſam ſein Geſchöpf vernichte;

Er wäre ja ſonſt nicht der liebe Meiſter;
Sein Kind iſt unſer Geiſt, und nicht ſein Sclave,
Denn aller Weſen Vater iſt und heißt er.

Und gibt es einen Ort der ew'gen Strafe,
Iſt mehr als Wahn dein Wort von den Verlornen, —
So blühet Heil nur noch im ew'gen Schlafe.

Denn kannſt du einen Himmel der Erkornen
Dir, Freundin, denken mit entzücktem Muthe,
In den nicht eingeh'n alle Mitgebornen? —

Ich kann es nicht; wenn hier der Prüfung Ruthe
Auf armen Brüdern liegt zu ihrem Heile,
Betrübt mich oft das mir beſcheerte Gute,

Und wenn, nicht ſterbend, nein, am Todespfeile
Aeonen lebend, ſchmerzlich ſie verbluten,
Willſt du dich freuen mit dem ew'gen Theile?! —

Der Sonne froh ſein neben Höllengluten,
Das wäre eine Seligkeit der Knechte
Und frei in Lieb' und Milde ſind die Guten.

O ſei, was Du glaubſt oder ich, das Rechte,
Altar iſt ſtets das Herz zu Gottes Ehre,
Iſt ſeine Treu' und Wahrheit eine echte.

Ich ſchmähe ja nicht deines Glaubens Lehre,
Ich liebe Chriſtum; — welche harten Züge
Verrieth' der Geiſt, der ihm verſchloſſen wäre!

Er iſt mein Ideal! doch treulos ſchlüge
Mein Herz, trät es aus ſeinen ſichren Gleiſen
In Furcht, daß Jacobs Gott ihm nicht mehr g'nüge,

Der Unſichtbare, den nicht Namen preiſen,
Der, nicht nach Namen, Troſt ertheilt und Frieden,
Den ſeine Wunder ewiglich erweiſen.

Der alle Thränen ſtillt, welch Aug' hienieden,
Sei es ein menſchlich Aug' nur, ſie vergießet,
Und allen Kämpfern wird die Palme bieten,

Der uns mit einem Meer der Huld umfließet,
Und zweimal noch wird den Meſſias ſenden,
Der Israel den Himmel mild erſchließet; —

Einmal als Recht, um ſein Geſchick zu wenden,
Um irdiſche Befreiung ihm zu geben
Und tauſendjähr'ge Tyrannei zu enden; —

Dann nochmals wird er ſanft hernieder ſchweben,
Ein Genius, den Alle froh erwarten,
Die Heimweh hier gefühlt nach höh'rem Leben.

Unſichtbar kommen wird er, um den harten,
Den oft ſo bitt'ren Erdendruck zu löſen,
Daß frei wir eingeh'n in der Freiheit Garten.

Dort finden ſich die Guten; und die Böſen —
Sind nirgends mehr, denn wunderbar geläutert,
Hat ſie der Tod von Schlacken und von Blößen.

Die engen Herzen ſchlagen dann erweitert,
In Einem Streben, Einem Glück vereinigt,
Von Einem wolkenloſen Tag erheitert.

Sieh', jede Lehre wird im Tod gereinigt,
D'rum laß den Wahn von dunklen Höllenflammen,
Mit welchem deine Seele ſo ſich peinigt.

Der milde Gott, von dem wir Alle ſtammen,
Führt uns an ſeinem lichtgewebten Throne,
Das glaub' ich feſt, in Freuden einſt zuſammen.

Treu ſei bis in den Tod, dann wird die Krone
Des Lebens Dein! heißt ſo nicht die Verheißung,
Die dir geworden iſt vom Menſchenſohne? —

Mein ganzes Herz gibt mir dieſelbe Weiſung.

FÜRST PÜKLER-MUSKAU.

als

Reisender in Afrika.

Liebe Schwester.

Ich habe dieser Tage eine Ex-
pedition nach dem Atlas mit
zwei Mann mitgemacht, die
höchst interessant war.
Wir saßen 18 Stunden zu
Pferde, u. sahen alte Ruinen
„aus der Jugurtha“, einen
todten Schakal und eine
mit Blumen bedeckte Ebene.
Bis jetzt bekömmt mir das
hiesige Reiseleben sehr gut.
Ich habe weit bessern Appe-
tit als in Muskau.
Gott gebe es so weiter.

Ihr ergebener [illegible]

Aus

den Papieren

des

Verſtorbenen.

Jugendwanderungen.

(Zweiter Theil.)

... Die berühmte perte du Rhone iſt abermals einer von den Gegenſtänden, zu denen man mit großer Erwartung kommt und mit noch größerer Verwunderung hinweggeht — nichts mehr als das gefunden zu haben. Der Fluß verliert ſich ſo allmählig, und ſo wenig auffallend unter ſeinem felſigen Bette, daß man den kurzen waſſerleeren Raum lange nur für eine ſeichte, mit darüber hingeſtürzten Felſenſtücken bedeckte Flußſtelle hält, wie man deren hundert ähnliche in jedem Bergſtrom der Schweiz antrifft, und die wahre perte immer noch ſucht, wenn man ſchon längſt davor ſteht. Die Gegend umher iſt wild — aber ohne den großen Charakter an ſich zu tragen, der in der Schweiz ſo gewaltig die Seele ergreift; man glaubt ein unbeendigtes Gemälde zu ſehen, das Anlage zu einem Rieſen hatte, und nur ein Zwerg geblieben iſt.

Während wir in Bellegarde, einem unanſehnlichen Dorfe, unſer Frühſtück ſelbſt bereiteten, zog, von einem jubelnden Haufen begleitet, abermals eine Hochzeit lärmend bei unſern Fenſtern vorüber. Das franzöſiſche Volk iſt ausgelaſſen luſtig bei ſolchen Gelegenheiten; Alles in der Nähe nimmt ſo mit ganzer Seele daran Theil, und die Hochzeiten ſcheinen ſo häufig (wenigſtens war dies ſchon die zweite, der wir heute begegneten), daß man glauben möchte, manche Heirath werde hier blos um des fröhlichen Hochzeittages willen geſchloſſen, ſo wie Mancher bei uns nur um des

Handgelds wegen Soldat wird, der Eine ſo unbeſorgt um ſeinen Rücken*), als Jener um ſein Haupt.

Je weiter man ſich von Bellegarde entfernt, je bergiger und wilder wird die Gegend; dicht mit Buchsbaum bewachſene Kalkfelſen verſchließen rund umher die Ausſicht, und lange zieht ſich ein ſchmaler See von lebhaft grüner Farbe neben der Straße hin. Von Nantua kommt man in ein ſchönes mit üppigem Graſe bedecktes Thal, durch das eine Allee hoher italieniſcher Pappeln bis in das am andern Ende liegende Städtchen führt. Nantua iſt, wie, glaub' ich, ſchon Rouſſeau erwähnt, größtentheils von Schuhmachern bewohnt, und nach dem netten Ausſehn ihrer Stadt zu urtheilen, müſſen ſie gute Arbeit machen. Ich ſchließe wie jener König von England, der, als er das elegante Landhaus eines Kartenmachers ſah, ausrief: der Mann muß lauter Trumpf gemacht haben!

Wir ſchliefen in Nantua und ſetzten unſere Reiſe erſt am andern Morgen um acht Uhr fort. Nach einem kurzen Weg an den Ufern des See's, und in der darauf folgenden Ebene, betraten wir von neuem eine ſehr bergige Gegend, die außer Buchsbaumgebüſchen noch häufig mit niedrigen Eichen bewachſen war. Aeußerſt überraſchend iſt die erſte Anſicht von Cerdon, deſſen glänzend rothe Dächer man in der Tiefe am Ende eines Thal's erblickt, welches auf allen Seiten hohe Felſen, ſtufenweis emporſteigend, umſchließen. Die romantiſchen Ruinen drei zerſtörter Ritterburgen ſehen traurig von den höchſten Spitzen in das Thal herab, und erinnern den ſentimentalen Wanderer an die Vergänglichkeit irdiſcher Größe. Während er in jener Zeit, als die Raubritter noch in den feſten Mauern hausten, ängſtlich, und die Bedrücker verwünſchend, hindurch geeilt ſeyn mag — ſeufzt er heute über ihre unromantiſche Zerſtörung und die gemeine Polizei, welche ſtatt ihrer die Straße regiert.

Hinter Cerdon nimmt das Land ſchon immer mehr und mehr den ſüdlichen Charakter an; der Wein wächst ohne Sorgfalt, wie wild, an den

*) Die Zeiten haben ſich gar ſehr ſeit 1808 geändert — was den Rücken der Soldaten betrifft; mit den Häuptern der Ehemänner iſt es wohl noch beim Alten geblieben.

Bergen hin und vermiſcht ſeine Trauben mit den Brombeeren an den Hecken; bläuliche Weiden und ſüße Kaſtanien nehmen die Stelle der Eichen und Buchen ein, und die Sonnenhitze wird bei jedem Schritt drückender. In einigen Stunden verläßt man die Berge, und ſieht eine unabſehbare Ebene mit reichen Dörfern und Feldern vor ſich liegen. Das erſte Dorf, durch das wir kamen, hieß **St. Jean le Vieux**, wo wir ſchon Weintrauben und Pfirſiche zum Verkauf ausſtehen fanden; auf dem Marktplatz war ein großer Zettel angeſchlagen, in dem zum Sonntag **grand bal paré** im Dorfe angekündigt wurde. Gleich daneben zeigte der Gaſtwirth B o r d e an, wie es hier auf jedem **Cabaret** mit großen Buchſtaben angeſchrieben ſteht: **qu'il logeait à pied et à cheval.** Da indeß die **Façade** ſeines Hauſes zu klein war, um dieſe Worte ganz auszuſchreiben, ſo hatte er ſie abgekürzt und man las nun folgende Inſchrift:

BORDE L. A. Pd. E. A. CH. L. *)

Der Wein iſt in dieſer Gegend ſo wohlfeil, daß wir für eine Bouteille **du meilleur crû** nicht mehr als vier Sous bezahlten. Brod und andere Lebensmittel waren ebenfalls zu ſehr geringen Preiſen zu haben; nur über Mangel an Geld klagt man allgemein, als wenn der Ueberfluß an Geldeswerth nicht mehr zu preiſen wäre, als dieſes elende Metall!

In der kleinen Stadt Marimieux, neun Lieus von Nantua, wo wir die Nacht blieben, trafen wir zwei ungemein ſchöne Mädchen, die meine beiden Reiſegefährten ſehr in Verſuchung führten, einige Tage hier zu

*) Als ich dieſe Stelle aus meinen alten Tagebüchern zur Reinſchrift dictirte, befand ich mich grade in Afrika, und hatte erſt den Tag vorher mit vieler Mühe die Abkürzungen einer römiſchen Inſchrift zu entziffern geſucht. Der Gedanke ſchien mir beluſtigend, was, im Fall das heutige Europa zur Ruine würde, und man die obige franzöſiſche Inſcription dann nach tauſend Jahren auffände, die Antiquare wohl für einen Sinn daraus ergrübeln würden. Ueber das erſte Wort darf man zwar annehmen, daß ſie ſich bald, gleich irrthümlich, verſtändigen möchten, aber das W i e, W a r u m und W a s - f ü r würde ohne Zweifel kein geringes Kopfzerbrechen koſten.

verweilen, wenn das ſchlechte Wirthshaus nicht glücklicherweiſe als Gegengift gedient hätte.

Das bisher oft kahle und ſandige Land verſchönert ſich allmählig, je mehr man ſich Lyon nähert. Ein Wall grüner Weinberge zieht ſich eine Zeit lang rechts der Straße hin, während links im Thale die Rhone mit reiſſender Schnelle vorüberfließt; die fruchtbarſte Ebene dehnt ſich hinter ihr aus, welche mit hohen Alleen italieniſcher Pappeln durchſchnitten, mit Dörfern, Landhäuſern und Wieſen bedeckt iſt, und von einem Halbkreis blauer Berge in dämmernder Ferne umſchloſſen wird. Vor ſich erblickt man die, ein weites Terrain umfaſſende Stadt, und mit Vergnügen weilt das Auge beſonders auf der langen Reihe Häuſer, die den Rhonequai bekränzen.

Um drei Uhr Nachmittags kamen wir, ſehr ermüdet und ausgetrocknet von Staub und brennender Hitze, an den Thoren von Lyon an, mußten aber noch eine halbe Stunde die Stadt beinahe in ihrer ganzen Länge durchtraben, ehe wir an den Gaſthof aux Célestins gelangten, der uns ſehr recommandirt worden war, dieſer Recommandation aber nur übel entſprach. Es herrſcht überhaupt die elende Einrichtung in dem größten Theil der franzöſiſchen Wirthshäuſer, daß ſie nichts anderes als hôtels garnis ſind, in denen man für hohe Preiſe ſehr mittelmäßige Stuben und Betten erhält, alles Uebrige aber anderwärts aufſuchen muß. Wünſcht man zu frühſtücken, ſo muß man ins Kaffeehaus, wünſcht man zu eſſen, zu einem Reſtaurateur gehen; hat man ſonſt das Geringſte nöthig, es ſelbſt beſorgen, oder einen Lohnbedienten deßwegen annehmen; im Hauſe rührt ſich Niemand mehr, ſobald die Betten gemacht ſind, welches Geſchäft in dieſem Lande, wo, wie man oft geſagt hat, die beiden Geſchlechter ihre Naturen und Beſchäftigungen ausgetauſcht haben, von Männern verrichtet wird. Als wir heute früh im Monluel frühſtücken wollten, fühlten wir zum erſtenmal empfindlich die Unbequemlichkeit eines franzöſiſchen Gaſthofes. Wir traten in das ſogenannte große Wirthshaus und forderten Kaffee; ſogleich wies uns die Wirthin mit viel humeur ein gegenüber liegendes Kaffeehaus mit dem Bedeuten, daß ſie gar nicht einmal Kaffee zu machen verſtünde. Wir tranken ihn alſo dort, und verlangten darauf Brod und Butter. „Das haben wir nicht,“

hieß es, „da müſſen Sie ins Wirthshaus gehn.“ Wir gingen; als aber kurz nachher Einer von uns ein Glas Liqueur zu haben wünſchte, ſchickte man ihn wieder ins Kaffeehaus, und um ein Glas friſches Waſſer zu trinken, mußte er zum drittenmal ins Wirthshaus zurückkehren.

Eine viel größere Natürlichkeit und Freiheit der Sitten findet man dagegen in Frankreich, z. B. auch viel weniger falſche Schaam bei Dingen, deren man ſich vernünftigerweiſe nicht zu ſchämen Urſach hat. Einigemal ſah ich in Lyon gut gekleidete Weiber mit ihren Kindern an der entblößten Bruſt umhergehn, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, hierin etwas Unſchickliches zu finden. Noch weniger ſchämt man ſich der Armuth, und verdenkt es daher auch Niemanden, oder ſchätzt ihn geringer, wenn er ſich zu genauer Sparſamkeit genöthigt ſieht. Kein Wirth macht ſaure Geſichter oder grobe Bemerkungen, wie es in Deutſchland zu geſchehen pflegt, wenn der Gaſt ſo billig als möglich von ihm bedient zu werden ſucht, ja, anſtatt deßwegen übler behandelt zu werden, entſchädigt ihn oft, beſonders auf dem Lande, die freundliche Gutmüthigkeit der Franzoſen für die Härte ſeines Schickſals.

Ueberhaupt, wenn man dieſe Franzoſen, dieſe Beherrſcher der Welt, unpartheiiſch in der Nähe betrachtet, ſo kann man ſich über die Beſcheidenheit und Mäßigkeit nicht genug wundern, die dieſe Nation nach der Unterjochung des größten Theils von Europa, nach allen ihren glänzenden Siegen, bei ſich zu Hauſe zeigt. Selbſt von einzelnen Franzoſen, ſo unbedachtſam ſie oft ihre Lebhaftigkeit macht, habe ich hier nie geſehen, (ſie müßten denn vorſätzlich gereizt worden ſein,) daß ſie durch anſpielende Aeußerungen oder ſtolzes Betragen je einen Fremden die demüthige Abhängigkeit hätten fühlen laſſen, in der wir uns jetzt von ihnen befinden — im Gegentheil macht es ſich Jeder aus Höflichkeit zur Pflicht, wenigſtens *die* Nation zu entſchuldigen und, wo möglich, zu loben, der der Fremde angehört, mit dem er ſich eben unterhält. Ein billiger Beobachter wird gewiß den heutigen Franzoſen einen hohen Grad von gutmüthiger Delicateſſe und Liebenswürdigkeit in dieſer Hinſicht nicht abſprechen können, ſo lange man ihre Leidenſchaften

nicht mit Gewalt erregt.*) Schon die harmloſe Fröhlichkeit, die unter ihren Nationaleigenſchaften oben anſteht, und ſelbſt der, in der Revolution ſo ſchrecklich gemißbrauchte, Leichtſinn, zeigen, meiner Meinung nach, von einem weniger verdorbenen Volkscharakter, als z. B. der grobe, anmaßende, rein egoiſtiſche Stolz der Engländer, der mit niedrigem Hochmuth gepaarte Sclavenſinn der Ruſſen, die elende Kriecherei der Deutſchen u. ſ. w. Ueberdieß ſind — ihre außerordentliche Gefälligkeit, auch ohne intereſſirte Abſichten, von der wir täglich die frappanteſten Beweiſe ſelbſt erfuhren, ihr lebhaftes Gefühl für Ehre, ihre Vaterlandsliebe, ihr perſönlicher Muth und Geiſtesgegenwart, ihre allgemeine, bis auf die niedrigſten Klaſſen ſich erſtreckende Weltbildung — alles Eigenſchaften, die an den Beherrſchern Europa's ſehr erwünſcht und doppelt verdienſtvoll ſind. Wie viel Bewegungs-Gründe, unſere ſelbſt verſchuldete Abhängigkeit mit Reſignation zu tragen, uns noch glücklich preiſend, daß es die Franzoſen ſind, denen wir gehorchen, und nicht die Koſacken! **)

Lyon hat das Anſehn einer großen und reichen Stadt; hohe Häuſer, einige ſchöne Plätze und Gebäude, prächtige Quai's die Rhone und Saone entlang, dieſe beiden Flüſſe ſelbſt, welche die Stadt durchſtrömen, und die Menge Brücken, welche die verſchiedenen Viertel der Stadt mit einander verbinden, bilden ein imponirendes Ganze. Leider wird es noch hie und da durch Spuren der Revolutionszerſtörungen unterbrochen, aber man arbeitet mit Eifer an der gänzlichen Wiederherſtellung des alten Glanzes. In drei Jahren hat, wie man ſagt, der Kaiſer befohlen, daß die beiden Façaden des ehemaligen Platzes Bellecour, jetzt Bonaparte, zum zweitenmal

*) So waren die Franzoſen der Provinzen unter Napoleons Joch — die heutige jeune **France** iſt etwas weniger beſcheiden und verbindlich. Sehr natürlich — die alte war Siegerin, die junge iſt gedemüthigt.

) „Dam!" — hatte mir jetzt neulich ein gewiegter engliſcher General zu dieſer Stelle mit Bleiſtift bemerkt, und ich laſſe ſein Wort als Prophezeihung für unſre künftigen braven deutſchen Armee'n ſtehn — „Dam! Die ſpäten Deutſchen werden gewiß auch Kreuze für anderſeitigen Ruhm als ſie ſchon erworben, mit der Jahrzahl **1913, **1914** und **1915** aus deutſcher Erde pflügen."

neu aus der Erde emporſteigen ſollen; ſchon lieſ't man an dem angefangenen Eckhauſe auf einer ehernen Tafel, daß Bonaparte den erſten Stein zu dieſen Häuſern legte, und wahrſcheinlich wird eine Statue des Kaiſers die Mitte des Platzes zieren.

Kleiner, aber nicht weniger ſchön in ſeiner Art iſt der Platz des Terraux am andern Ende der Stadt, wo das Rathhaus ſteht, ein weitläuftiges Gebäude mit einer prächtigen Façade. Im Veſtibüle ſieht man zwei coloſſale allegoriſche Gruppen in Bronze von Couſtan; die eine, ein athletiſcher Mann, der auf einem Löwen (Anſpielung auf den Namen der Stadt) ruht, welcher in der rechten Tatze einen Fiſch, in der andern eine Weintraube hält, ſtellt den Rhonefluß vor; die andere, eine weibliche Figur, die auf einer Löwin hingelagert iſt und ein Füllhorn vor ſich ausſchüttet, deutet die Saone an. Beide Gruppen werden geſchätzt, die erſte ſchien mir jedoch bei weitem die vorzüglichſte. Neben dem Rathhaus nimmt das lange Palais de St. Pierre eine ganze Seite des Platzes ein; hier ſind die Börſe, das Muſeum, welches wir leider ſtets verſchloſſen fanden, und einige andere öffentliche Anſtalten. Wenige Schritte vom Platz des Terraux ſteht am Rhonequai das hôtel Dieu, deſſen vortreffliche Einrichtung die allgemeinſte Nachahmung verdient. Obgleich noch nicht vollendet, übertrifft es doch ſchon jetzt äußerlich und innerlich jede Anſtalt dieſer Art, die ich kenne. Achtzehnhundert eiſerne Betten mit reinen weißen Bettvorhängen ſind von eben ſo viel Kranken beiderlei Geſchlechts beſetzt, die durch eine große Anzahl beim Hoſpital angeſtellter barmherziger Schweſtern mit der menſchenfreundlichſten Sorgfalt gewartet werden. An jedes Bett iſt ein Zettel angeheftet, auf dem der Arzt die Medicin, die Art und Quantität der Speiſen vorgeſchrieben hat, welche der Kranke erhalten ſoll; alle Nahrungsmittel, ſowohl Fleiſchſpeiſen und Gemüſe u. ſ. w., die ich herumreichen ſah, waren durchgängig gut zubereitet, und äußerſt reinlich. Die Kranken ſind nach Verſchiedenheit ihres Geſchlechts und ihres Uebels in mehrere ſtrahlenweis auslaufende Säle vertheilt, in deren Mittelpunkt ein Hochaltar mit dem Bilde des Gekreuzigten ſteht. Es wird die genaueſte Sorge getragen, immerwährend in dieſen Stuben friſche Luft zu erhalten, ſo daß nie ungeſunde Ausdünſtungen die Heilung verzögern können; reine Wäſche wird regelmäßig ausgetheilt,

und ich überzeugte mich ſelbſt, daß man nicht karg damit war; überhaupt wurde nichts verſäumt, was zur Wartung der Kranken erforderlich ſein konnte. In den weitläuftigen Nebengebäuden befinden ſich die Wohnungen der Schweſtern, (in ihrem Eßſaal ſteht über dem Kamin mit großen Buchſtaben „Silence!" angeſchrieben;) die Apotheke, die Fleiſchbank, die Küchen, deren Reinlichkeit der Eleganz nahe kam u. ſ. w. In einem dritten Hauſe ſahen wir hinter geräumigen, eiſernen Gittern einige Geiſteskranke umhergehn, unter denen ſich ein noch junges Mädchen durch lebhafte Spuren verblichner Schönheit, und ihr ſanftes und beſcheidenes Betragen auffallend auszeichnete. Als ſie einer der Umſtehenden fragte, wie ſie ſich befände, antwortete ſie traurig: „Je suis enfermée et malheureuse, mais, grace au ciel, ce n'est pas, pour avoir fait du mal, au contraire — je serai, peut être, libre, si j'avais voulu faire ce, qu'on me demandait, et vous sentez bien," ſetzte ſie mit verſchämtem Lächeln hinzu, „qu'il ne dépendait que de moi de le faire — si j'avais voulu." Armes Geſchöpf! Gerne hätte ich deine Geſchichte wiſſen mögen, die vielleicht einen intereſſanten Beitrag zu den Biographieen der Seelenkranken liefern mag — aber Keiner der Wärter konnte, oder wollte mir weitere Auskunft über ſie geben.

Von der Schaubühne menſchlichen Elends, gingen wir zu der Schaubühne menſchlicher Thorheit über — d. h. wir beſuchten das Theater. Man muß geſtehen, daß die franzöſiſchen Schauſpieler viel fürs Geld geben; für fünfzehn Sous ſahen wir drei Stücke hinter einander ſpielen, von denen **Mr.** und **Mde. Denis**, Vaudeville, und **la cloison**, Luſtſpiel in einem Akt, ziemlich gut ausgeführt wurden. Das erſte enthält eine Menge zuweilen faſt grober Zweideutigkeiten, die jedoch immer ein großes Gelächter erregten, und denen es in der That nicht an Drolligkeit fehlte; Geſang konnte man übrigens das widrige Gekrähe der agirenden Perſonen nicht nennen, und das Orcheſter hatte nicht viel vor den böhmiſchen Muſikanten voraus, die bei unſern Bauernhochzeiten aufſpielen. Das zweite Stück, **la cloison**, iſt bereits ins Deutſche überſetzt; es zeichnet ſich auf eine originelle Weiſe von andern Luſtſpielen dieſer Art nur dadurch aus, daß hier nicht die Liebenden den Vater oder Onkel, ſondern ſie dieſer anführt; der fernere Gang des Stückes iſt wie gewöhnlich, man intriguirt hin und her, und heirathet ſich

endlich, weil es ſich findet, daß man von Anfang und von der ganzen Familie für einander beſtimmt war. Was die Handlung undeutlich läßt, ermangelt der Onkel nie, nach der beliebten Manier der franzöſiſchen Comödie, in einem Selbſtgeſpräch dem Publikum mitzutheilen, und man hat auch hier die Annehmlichkeit, bei der erſten Scene ſchon vorausſetzen zu können, wie die letzte ſein wird. In der Bearbeitung des Details ſind aber mehrere ſehr glückliche Stellen, und des Verfaſſers Witz iſt überraſchender als ſeine Intriguen. Onkel und Niece ſpielten überdacht und mit Feinheit, der Liebhaber war aber eben ſo ſteif als auf unſern deutſchen Theatern.

Es iſt eine höchſt unangenehme Einrichtung in den hieſigen Schauſpiel-Häuſern, daß man ſeine Augen und Ohren nur auf Koſten ſeiner Beine ergötzen kann; denn vier bis fünf Stunden auf einem Fleck zu ſtehn, iſt nicht Jedem ein Leichtes, und nach Bänken oder Stühlen ſieht man ſich vergebens im Parterre um.

Das Theater, von dem ich bis jetzt geſprochen habe, iſt das kleine Theater **aux Célestins**, das große iſt ſeit einiger Zeit verſchloſſen, weil die Einnahme der Direktion mit der Ausgabe in keinem Verhältniß ſtand; man hofft jedoch, daß es im Winter wieder geöffnet werden wird.

Am andern Morgen beſuchten wir einige Fabriken, die Cathedrale, ein altes gothiſches Gebäude mit noch gut erhaltenen bunten Fenſtern und andern minderwichtigen Gegenſtänden, mit deren Hererzählung ich mich nicht ermüden will. Eine neue Brücke über die Saone, die der Kaiſer hat bauen laſſen, und die den Namen „**pont de Tilsit**“ führt, ward an demſelben Tage zum erſtenmal geöffnet. Sie iſt von großen Quadern aufgeführt, und wie alle Werke, die auf Befehl des Kaiſers unternommen worden, eben ſo ſchön als dauerhaft gebaut. Eine andere hölzerne Brücke über die Rhone iſt für die Einwohner von Lyon durch die Menge der Unglücklichen, die während der Revolution hier in den Fluß geſtürzt wurden, ein ſchreckhaft merkwürdiges Denkmal; man hat von hier eine ſehr vortheilhafte Ausſicht auf den Rhonequai und ſeine prächtigen Häuſer, deren ganze Reihe vom **hôtel Dieu** bis an's Thor man mit Einem Blick überſieht. Der Uebergang über jede der Brücken wird mit einem Sou bezahlt.

Der Vetter des Herrn von Wulffen verließ uns am dritten Tage, um nach Straßburg zurückzukehren. Wir begleiteten ihn am Saonequai hinauf bis nach dem alten Schloſſe **Pierre encise**, deſſen zerſtörte Mauern auf einem hohen Felſen jenſeits des Fluſſes über die Stadt ragen. Auf dieſem Wege konnten wir die Verwüſtungen des revolutionairen Vandalismus in ihrer ganzen Furchtbarkeit betrachten; der größte Theil der Häuſer, die ſich eine halbe Stunde weit an der gegenüber liegenden Seite des Fluſſes hinzogen, liegen noch in hohen Schutthaufen am Waſſer aufgethürmt, der ganze Bergrücken hinter ihnen iſt mit Ruinen alter Klöſter und Schlöſſer bedeckt, von denen nur wenige einer gänzlichen Zerſtörung entgangen ſind. Hier lag auch das Kloſter **des deux Amants**, wo man einſt den Liebenden die Gräber von **Amandus** und **Amanda** zeigte; jetzt ſind die übrig gebliebenen Gebäude zu einer Veterinairſchule benutzt worden. In den Zeiten des Alterthums ſtand auf dem nämlichen Bergrücken die Hofburg Mark Aurels, und mehrere römiſche Antiquitäten geben noch ſchwache Spuren ihres ehemaligen Glanzes. Ein Geiſtlicher aus dem **hospice de l'Antiquaille** war ſo gütig, im größten Negligee (denn ſeine ganze Kleidung beſtand in einem zerriſſenen Schlafrock, zerriſſenen Strümpfen, zerriſſenen Unterhoſen und Pantoffeln) uns in dieſem ganzen Theile der Vorſtadt herumzuführen; im **hospice** ſelbſt konnte er, weil ihm die Schlüſſel zu den Kellern und übrigen alten Räumen fehlten, uns nichts als das Grab und den Leidensort des heiligen Pontius, erſten Biſchofs zu Lyon, zeigen, der uns weniger merkwürdig ſchien, als ihm. Von hier führte er uns in das ehemalige Urſulinerkloſter, welches, um ſeine Beſtimmung nicht ganz zu verändern, jetzt zum Aufenthalt närriſcher Weiber dient, und in deſſen Garten ſich unter dichten Weinlauben noch wohlerhaltene römiſche Bäder befinden. Sie beſtehen aus einem unterirdiſchen Quarree von ſechs breiten Gängen **en tout sens**, die in den Felſen gehauen und mit einem drittehalb Zoll dicken Maſtic aus Kalk und geſtoßenen Backſteinen überzogen ſind, der noch jetzt an vielen Orten eine neu ſcheinende, dem Marmor ähnliche Politur beibehalten hat. Man ſieht im Felſen die Oeffnungen, wodurch das Waſſer hergeführt wurde, und acht große Luftlöcher an der Decke, durch die zugleich das Licht hineinfiel; in der Mitte iſt ein Brunnen, den man aber **de peur d'accident** zugedeckt hat. Das Ganze hat fünfzig Fuß Länge und achtundvierzig Fuß Breite.

Von der Waſſerleitung an der andern Seite des Berges iſt nur noch wenig übrig; ſie iſt von Backſteinen erbaut und in alt römiſcher Art gemauert. In einem Privathauſe zeigte man uns einen ſchönen Fußboden von Moſaik, der völlig erhalten ſein würde, wenn der vorige Beſitzer ihn nicht an einer Stelle hätte mit Gewalt aufreißen laſſen, um einem ſupponirten Schatze nachzugraben. Er beſteht aus mehreren Carreaux, von denen jedes ein verſchiedenes Deſſein darbietet; alle ſind von lebhaften Farben; in der Mitte ſieht man eine allegoriſche Vorſtellung, in der ein Amor und ein Satyr beſonders gelungene Figuren ſind. Beide haben außerordentlich viel Charakteriſtiſches; des lieblichen Amors Geſicht erinnert ganz an die Raphaeliſchen Engel, und dieſes ſchöne Bild voll Correktheit, Zartheit und Grazie hat mich von neuem in meinem Glauben beſtärkt, daß die Alten uns nicht ſo ſehr in der Malerei nachgeſtanden haben, als ſie uns in der Plaſtik übertreffen. Was will man aus den in Herkulanum und Pompeji an die Wände gepinſelten Malereien auf den Kunſtgrad der Malerei bei den Alten ſchließen? — Wenn **Torre del Greco**, oder ein anderer der unter dem Veſuv liegenden Oerter, die alle Pompeji an Anſehnlichkeit gleichkommen, von neuem verſchüttet und nach einigen tauſend Jahren wieder ausgegraben würde, wie ſehr kämen wir zu kurz, wenn die dann lebenden Alterthumsforſcher auch nach den Zimmerverzierungen, die ſie dort finden würden, unſere Kenntniſſe in der Malerei beurtheilen wollten!

Der gute Prieſter verließ uns hier, nachdem er ſich vorher erkundigt hatte, wo wir her wären. Als ich ihm Sachſen nannte, gab er einige komiſche Aeußerungen über die Geographie unſeres Landes von ſich. So war er unter andern der Meinung, daß die Hauptſtadt, deren Namens er ſich jedoch nicht mehr erinnerte, am Meere liegen müſſe, weil Sachſens Seehandel ſo bedeutend ſey. „**Oh, je connais la Saxe fort bien — j'ai lû la Saxe galante**“; und argliſtig lächelnd frug er zuletzt: ob unſer jetziger König mit eben ſolchen Leibeskräften geſegnet ſey, als Auguſt der Starke?

Ohne hierauf zu antworten, empfahlen wir uns ſeinem Gebet, das wir als wirkſam vorausſetzen durften, da den Schwachen am Geiſte das Himmelreich vorzugsweiſe beſchieden iſt.

Während wir den Berg hinabſtiegen, begegneten wir einem Bettler, der, auf die Straße hingelagert, eine auswendig gelernte Predigt recitirte, die von dem freudevollen Leben handelte, das die Wohlthätigen, die auf dieſer Welt den Armen gäben, jenſeits führen würden. Seine Schilderungen waren nicht weniger poetiſch, als die der Kirchenväter vom himmliſchen Jeruſalem, und verfehlten eben ſo wenig ihren Zweck — reichliche dupes zu machen; denn welcher Vorübergehende hätte nicht gern, mit einem Souſtück, auf die ewige Seligkeit pränumerirt?! Daneben machte ein Taſchenſpieler ſeine Kunſtſtücke und ſuchte nicht ohne Erfolg ſeinem religiöſen Collegen den Rang abzulaufen. Beide machten eine beſſere Ernte als ein armer Teufel zwiſchen ihnen, der mit rothgeweinten Augen, und auf Krücken ſich mühſam aufrecht haltend, ſein weißes Haupt nur ſtillſchweigend, und faſt immer vergebens, vor den Vorübergehenden entblöſte.

Spruch im Frühling.

Sieh! wie in wunderbarer Pracht
Mit Blüthen übersät,
Die Welt ein Garten Gottes lacht
In dem man selig geht!
Wahr ist's! – daß sich, wie durch Pracht
Unendlich wird erhöht,
Daß dieser Garten so gemacht
Daß man aus ihm, trotz seiner Pracht
Gern freudig wieder geht.

Justinus Kerner.

Gedichte

von

Juſtinus Kerner.

Die ſchwerſte Pein.

Im Feuer zu verbrennen
Iſt eine ſchwere Pein,
Doch kann ich eine nennen,
Die ſchmerzlicher mag ſein.

Die Pein iſt's, das Verderben,
Das Loos, ſo Manchem fällt:
Langſam dahin zu ſterben
Im Froſte dieſer Welt.

Rath.

Wenn ein Liebes dir der Tod
Aus den Augen fortgerückt,
Such' es nicht im Morgenroth,
Nicht im Stern, der Abends blickt.

Such' es nirgends früh und ſpät,
Als im Herzen immerfort;
Was man ſo geliebet, geht
Nimmermehr aus dieſem Ort.

Spruch im Frühling.

Sieh, wie in wunderbarer Pracht,
Mit Blüthen überſät,
Die Welt ein Garten Gottes lacht,
In dem man ſelig geht!

Wahr iſt's, doch ſieh, wie dieſe Pracht,
Unendlich wird erhöht,
Daß dieſer Garten ſo gemacht,
Daß man aus ihm, trotz ſeiner Pracht,
Gar freudig wieder geht.

EDUARD DULLER.

Der Fürſt der Liebe.

Von

Eduard Duller.

(Bruchſtücke.)

(Freundesgabe für O. L. B. Wolff.)

Im Bagno.

Hier weint kein Aug', aus dem der Grimm nicht weint,
Hier lacht kein Mund, draus nicht Verzweiflung lacht.
Die Schmink' von Anſtand, künſtlich einſt gemalt
Auf des Verbrechers Wang', zerbröckelt ſtückweis,
Wie ſchlechte Tünch' von oft getünchter Wand; —
Dazwiſchen ſtarrt der Sünde kahler Grund.
Die Kette macht Muſik, der Büttel ſchlägt
Den Takt — mit Hieben, wenn vom Paar je einer
Im Tanz ermattet und zu Boden ſinkt.
Des Leibes Brautnacht mit der Thierheit iſt's.
Nero, des Bagno's Kettenhund, liegt dort,
Ledig des Halsbands und des Maulkorbs heut,
Weil er — vor Altersſchwäche — nicht mehr beißt.
Der iſt der Patriarch beim Hochzeitsfeſt; —
Der einz'ge Freie, reibt er ſich am Stroh
Den Hals, den ſonſt das Band ihm haarlos rieb, —
Aus Angewöhnung thut er's, — ſchnuppert, knurrt,
Schmiegt an den Herrn ſich, glotzt das Treiben an.

Ein Alter und ein Jüngerer (an einander geſchmiedet.)

Der Aeltere.

Der Kerl iſt bleich — vor Grimm? vor Schaam?
Der Taktſtock macht ihn ſicher zahm.
Dabei der Anſtand, — meiner Treu,
Ein nobles Galgenconterfei.
Was knurrſt du, Nero? — Duk' dich zu,
Mein alter Freund, ſei klug, halt Ruh'!

Der Jüngere.

Wie ſich ſo faul der Alte ſtreckt
Zum Hund, der ihm die Hände leckt.
Geſchloſſen an 'nen alten Hund!
Fi donc! Ein niederträcht'ger Bund!
Ein Mann von Stand, wie ich, auf Ehre
Daß ich beim Teufel lieber wäre!

(zerrt an der gemeinſamen Kette den Alten vom Hunde fort.)

Der Alte.

Halt auf, Kam'rad, — was ſuchſt du dort?
Du ſchleppſt mich weiter, zerrſt mich fort;
Die Kett iſt kurz, mein Leib iſt ſchwach;
Was ziehſt du grauſam mich dir nach?
Du biſt ein Neuling noch allhier . . . .
Laß mich, Kam'rad, bei meinem Thier!

Der Jüngere.

Kam'rad von dir?! Laß meine Hand!
Ich bin ein Mann von Rang und Stand.
Das Thier iſt's eben, was mich ſtört.
Ein Graf — beim Hund! — 's iſt unerhört!

Der Alte.

Graf auf den Hund! Es trifft ſich gut.
Wo iſt dein Schild, dein Grafenhut?

Der Jüngere.

Sie liegen beid' in hellem Saal
Auf grüner Tafel im Palais Royal.
Ich ſtamm' aus gutem, altem Haus!

Der Alte.

Die alte Kett' gleicht alles aus.

Der Jüngere (in ſich zuſammenſinkend.)

Verdammtes Aug', das mich geſchaut,
Als ich das Glück mir ſelbſt gebaut!
Ich ſpielt' — mit Kunſt, — ein Edelmann!
Ich that, was mancher Andre kann;
Das Glück half mir, — ich half dem Glück; —
Das iſt mein ganzes Mißgeſchick!

Der Alte.

Das iſt ein Cavalier, — aufs Wort!
D'rum, Bruder, ſtör' den Hund nicht fort!
Er iſt beſſer dran, als — beide wir,
Iſt frei, ſtirbt bald, — das gute Thier!

Der Jüngere.

Verdammtes Thier! Hab's überg'nug.
Läſtig wird mir des Hunds Geruch.
Ah, meine Nerven! Fort damit!
Ich geb' ihm 'nen Tritt.

Der Alte (die Fauſt hebend.)

Läßt du das Thier in Ruh nicht ſein,
So ſchlag' ich dir den Schädel ein.

Der Jüngere.

Das iſt ein Spaß, doch voll Verdruß.
Fort mit dem Hund! Ich will's. Er muß.

Der Alte.

Will? Muß? Den Spaß laß dir vergehn!
Es iſt mein Freund. Du läßt mir ihn ſteh'n.
Was biſt denn du? Bei meiner Treu:
Der Hund iſt beſſer als wir zwei!

Der Jüngere.

Beſſer als wir? Das wüßt' ich gern!
Mich dünkt: Er taugt g'rad zu dem Herrn!

Der Alte.

Du warſt ein Graf! — Soldat war ich.
O Gott . . . . .

Der Jüngere.

Das Ding wird jämmerlich.
Trägſt zehen Jahr' dein ſaubres Mal,
Und wirſt am End' ſentimental.

Der Alte.

Was? Burſch! ſei ſtill und hör' mich an, —
Du warſt ein Schuft, ich Ehrenmann.
Die ganze Sach' iſt kurz und klein,
Doch ſteckt grad g'nug des Jammers drein.
Hör's, ſei ein Menſch, und bet' zur Stund,
Wenn nicht für mich, doch für den Hund. —
Ich war Soldat, Campagnen aus,
Ich hatt' mein Theil, ich ging nach Haus,
Das war 'ne Zeit; ſchlimmer wie heut,
Von uns hat keiner den Tod geſcheut,
Der aber gab, Gott verdamm's, Pardon, — —
Im Weltmeer ſchwamm Napoleon!
Ich hab' geweint, ich nahm mein Schwert,
Zerbrach's, — war nicht mehr Anſehn's werth;
Zerhakt, zerſchoſſen ganz mein Leib.
Wer pflegt ihn mir? Ich nahm ein Weib.
War aller Ruhm und Ehr' begraben, —
Eins muß man doch auf Erden haben!
Ich hing an ihr mit Leib und Seel'; —
War an dem Weib nicht Sünd noch Fehl,
Mein Um und Alles allzumal,
Wie ſonſt mein kleiner Kaporal.

Sie war mir gut, ſie war mir treu,
Der Herrgott hatte ſein' Freud dabei.
Da führt der Teufel mir zur Pein
'nen Buben in mein Haus herein;
Gedrechſelt blank und ſchwarz von Haar,
Mocht' damals ſein in die zwanzig Jahr',
Ein Graf, wie du, . . . verflucht Geſicht! . . .
Was haſt du, Nero? Schnuppre nicht. —
Ich ſchrammenvoll, er glatt von Leib,
Der Bub' verführte mir mein Weib.
Verderb' ihn Gott!

Der Jüngere (höhniſch.)

Glaubſt du an den?

Der Alte.

Man ſpricht davon. Wollen's ſchon ſeh'n. —
Die Hand, — da, ſchau', — ſie wurde roth.
Mein armes Weib, blind ſchlug ich's todt. —

Der Jüngere (lachend.)

Allein der Graf?

Der Alte.

Juſt der entfloh!
Lebt jetzt vielleicht in Jubilo,
Trinkt jetzt vielleicht Champagner gar,
Oder küßt 'ne Dirn' vom Boulevard. —
Hätt' ich ihn jetzt, wie dich, ſo nah,
Ich rief', wie einſt: Victoria! —
Ich ſchlug mein Weib. Drum bin ich hier.
Ich hatt 'nen Hund; — da iſt das Thier; —
Als ich verurtheilt war zum Tod —
(Verdammt, daß man mir Gnad' entbot;
'ne ſchöne Gnad': — leben wie ich! —)
Da war's, daß jeder von mir wich,

Da war kein Freund mir tröſtend nah',
Das gute Thier, der Hund war da.
Er ſaß vor meinem Kerker treu,
Er folgte mir ohn' alle Scheu,
Er folgte mir in's Bagno nach,
Er hat die Ehr', ich hab die Schmach;
Er liebt mich noch von Herzensgrund; —
Er iſt ein Menſch, — ich war ein Hund!

Der Jüngere.

Und weint! — Man merkt's an Vorlieb' ſchier,
Wenn eins geboren wird zum Thier!

Der Alte (wild aufſpringend.)

Wär' ich ein Thier, ja dann wär's recht!
Bin nichts als Menſch, — dafür zu ſchlecht! — —
Nero kam nach, ins Bagno her,
Hier iſt kein Menſch, hier iſt doch er!
Er half mir tragen früh und ſpät,
Die Treu' iſt eben — Thiergebet.
Gott gab ihm's als Natur und Trieb,
Seit ward der Hund hier Allen lieb.
Er fand Reſpekt, als trüg' er zum Lohn
Das Kreuz der Ehrenlegion.
Jeder Kam'rad, geht's noch ſo hart,
Ihm ſtets doch zwei, drei Biſſen ſpart.
Hand weg davon! Treib' keinen Spott!
Er predigt uns vom lieben Gott.

Der Jüngere (hält ſich die Naſe zu.)

Genug, nun leid' ich's länger nicht,
Fort mit dem Thier, du Tropf, du Wicht.
's beleidigt mein Geruchorgan,
Fort mit dem Hund, du Hundskumpan!

Der Alte (die Fauſt ballend.)

Du! Das thu' nicht! Zwar bin ich alt,
Doch meine Fauſt hat noch Gewalt,

Thuſt du dem Thier ein Leid, — mit Luſt
Schmeiß' ich die Kugel dir an die Bruſt.

Der Jüngere.

Was? mir? Verſuch's, du alter Thor!

Der Alte (dringt auf den Andern ein.)

Hier meine Fauſt! Wahr' dich davor! — —
(Der Kamerad tritt boshaft auf den Hund.)
Weh mir! mein Hund! — Ein Fußſtoß! — Todt! —
Dein Blut, du Schuft, — wie ſein's, ſo roth!
Ich räch' ihn, der mich allein geliebt.
Stirb, ſtirb, ſo wahr mir Gott vergibt! —
Da! nimm den Schlag! —

Der Jüngere (erwürgt den Alten.)

Und du den Druck! —
(Der Alte fällt nieder.)
Was? End' vom Lied? Ein kurzer Ruck!
Da ſtrömt kein Blut, und doch iſt's wahr!
In meiner Fauſt hier graues Haar!
Todt! Todt! — Was weiter? Abgethan!
Heut er, und ich komm morgen dran. — —
Nein! nein! Er ſtöhnt, iſt noch geſund,
Verſtellt ſich nur . . .

Der Alte (ſterbend.)

Mein Hund, mein Hund!

Der Jüngere.

Schon wieder ſtill! Vor Still' mir graut,
(Er rüttelt die Leiche.)
Heda, wach auf! Schrei laut! Schrei laut! — —
Still ſteht mein Herz! Nur einen Schrei!
Horch auf! Wach auf! — Mir fällt was bei,

Das rüttelt dich am ganzen Leib.
Wach auf! Wach auf! Ich ſtahl — dein Weib!

Des Treibers Geißel ruht, der Züchtling nimmt
Die Kugel auf den Schooß. Rings hingeſtreckt,
Kaut das Geſindel, gierig, wie das Wild
Zur Fütt'rungszeit im Käfig, drüber brütend,
An ſchlechter Koſt. Ein ſchmutziger Becher kreist,
Der Preis der Zähmung, voll von Branntewein.
Nicht einer kümmert um den Nachbar ſich,
Hinein ſchlingt jeder ängſtlich und voll Neid,
Was ihm zur Atzung ward, eh' ein Kam'rad
Darnach mit kunſtgewohnten Fingern langt. —
Vorbei die Fütterung. Ein wilder Burſch,
Ganz eingefrecht, nimmt zierlich unter'n Arm
Die Kett' und keucht zum höchſten Ort der Werft;
'nes Kapers Wrack wird ihm zum Rednerſtuhl,
Drauf jeder von der Elendsbrüderſchaft
Ihn ſeh'n und hören kann; — ſo ganz entmenſcht
Ihn hat Verbrechen, völlig ausgedörrt
Ihn Frechheit, — ſeinen Stolz noch hält er friſch
Und ſetzt was drein, ein luſt'ger Burſch zu heißen;
Er heckt beim Dienſt manch Gaunerliedchen aus,
Und thut ſich auf den Beifall was zu gut,
Den ihm die ſcheußliche Geſellſchaft zollt.
Zu ſeinen Füßen liegt, an ihn gekettet,
Ein alter Sünder, der, indeß der andre
Sein Schelmlied ſingt, dazu geſtikulirt,
'ne Katze quälend. — —

Da klingt die Glocke. Sieh, es naht Transport!
„Willkommen!" ſchreit die ganze freche Schaar
Und jauchzt vor Schadenfreude. „Hollah, hoh!
„Empfangt die neuen Kameraden! — Auf!
„Wer macht ſtatt Allen die Honneurs?
„Gebt den Willkomm!" Und wie 'ne Heerde Tiger

Wirft ſich das Volk, zuchtlos, mit Ungeſtüm,
Bunt durch einander kollernd, — ſtets gehemmt
Eins durch das Andre, durch die Ketten All', —
Auf die Unſel'gen.

Ein Ankömmling.

Du biſt ein Menſch, elend, wie ich, — ſag mir:
Wo Mathieu? Mathieu?!

Ein Alter vom Bagno (ihn nachäffend.)

Mathieu! Mathieu!
Was geht denn mich dein Mathieu an? Iſt Mathieu
Genêver? Mathieu — Schlaf? Mathieu — der Teufel?
Das zeig ich dir. — Heda, Kameraden!
Seht an: der Kerl hat lichte blaue Augen!
Ein Schuft! Hat ein redlich Geſicht, alſo — ein Schuft!
Was willſt du bei uns? Hier ſind brave Leute! —
Ein Burſch wie Milch und Blut, wie 'n Mädchen ſchmachthaft,
Der Lump! Die blauen Augen, als wär' er
Ein Erzengel! Marſch! Mich ärgert dein Geſicht.
Thut er nicht tugendhaft, wie 'n Heiliger,
Wie 'ne barmherzige Schweſter? Beſſer als wir?
Was? Wer ein braver Kam'rad iſt, gibt ſich nicht
Mit dem Ehrlichkeitsſchuft ab.

Der Ankömmling (nach allen Seiten ausblickend.)

Mathieu! Mathieu!

Der Alte.

Noch immer? Wart, ich will dich bematheuſen.
Schreit wie ein Zahnarzt. Nun, kurir' dich ſelbſt.
Das für ein Zahnweh, — das für den Allarm,
Das für dein ehrliches Geſicht, du Schuft!
(Er ſchlägt ihn.)

Er äfft uns all mit ſeinen blauen Augen.
Wer leidet's? Thut mir's nach! Er muß die Weih'
Des Bagno kriegen. — Pathen, heda, Pathen!
(Die andern Galeerenſclaven heben die Fäuſte.)

Der Ankömmling.

Mathieu!

Der Aufſeher (kommt herbei.)

Was gibts? Was ſchlagt ihr ihn?

Der Alte.

Wir wiſſens, wollen's.
Darin ſind wir ſo frei wie Könige.
Soll'n wir das bischen Spaß nicht haben?

Der Aufſeher.

Fort!
Ihr Ungeheuer! In die Keuchen mit Ihnen — —
(Zu dem Ankömmling.)
Du Nummer Fünf, was haſt du mit dem Volk?
Was willſt, was ſchreiſt du?

Der Ankömmling.

Mathieu, Herr, mein Mathieu!

Der Aufſeher.

Den kenn' ich nicht.

Der Ankömmling.

Nicht? Nicht? Mein Bruder!
Du kennſt ihn, Gott, du vergißt ihn nicht, Gott!
Ich nicht! — Nicht kennen? Ich will ſeinen Namen
Laut ſchrei'n. Er liebte mich von Kindesbeinen,
Kennt meine Stimme; hört er mich, — ſo kommt er.
Mathieu! mein Mathieu! Sieh, ich bin ja hier,
Verzweifle nicht! Nun hat die Noth ein End.
Wir ſind beiſammen, bleibens, Gott ſei Dank.
Nimm, nimm mich!

Der Auffeher.

Der redet irr! — Was kümmerts mich? — Und doch
Thut der mir leid. Er ſieht ſo ſittſam aus,
Und iſt geſchoren doch, und trägt die Kette. —
Arm' Nummer Fünf, weßhalb kamſt du hieher?

Der Ankömmling.

Herr, meinen Bruder ſuch' ich —

Der Aufſeher.

Das mein' ich nicht. Was haſt du denn verbrochen?

Der Ankömmling.

Ich, Herr? — Ja, freilich! Was verbrochen muß
Man haben, um hier Aufnahm' zu erhalten, —
Nicht bloß für eine Stunde, einen Tag,
Für alle Stunden bis zur letzten Stunde.
Herr, Eure Mieth' iſt theuer. Doch, 's iſt billig:
Ihr könnt den Menſchen ja umſonſt nicht hier
Herberg und Speiſe geben, — überall
Iſt's in der Welt ſo, was verwund'r ich mich?
Der Vogel, der uns ſingen ſoll, muß ja
Auch ſeinen Käfig haben und ſein Futter,
Und, will das Weibchen zum gefangnen Männchen,
So gibt's die Freiheit auf. Ja, 's iſt Vertrag:
Ihr gebt die Koſt und Wohnung, ich — Verbrechen,
Ich geb die Freiheit, Haar und Namen, — Ihr
Den Bruder mir, den Bruder!

Der Aufſeher.

Das begreift ſich
Wie: zweimal zwei iſt drei. He, Nummer Fünf!
Du biſt ſo jung! Was thatſt du?

Der Ankömmling.

Ich wollte Mathieu wieder ſehn — nicht kurz,
Noch ich als ſchuldlos; hätt' er nicht gedacht:

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich käm, an ſeinem Elend mich zu weiden?
Und dann das Scheiden
Nach Wiederſehn, und dann das Nimmerſeh'n!
Nein! bei ihm ſein, *an ihn gekettet!* — Herr
Habt Ihr ein Herz, ſo thut's, das müßt Ihr thu'n,
Laßt mich an ihn anfeſſeln; — wißt: ich ſtahl!

Der Aufſeher.

Deßwegen ſchickt man nicht grad ſtets in's Bagno.

Der Ankömmling.

Ich ſtahl nicht Andern, ſtahl mir ſelbſt.

Der Aufſeher.

Wie das?

Der Ankömmling.

Als Mathieu fort war, . . .

Der Aufſeher.

Und weßhalb? Was that er?
Hier kenn' ich keinen Namen, Nummern nur.
Die Nummer ſtatt des Namens! — Nun, was that er?

Der Ankömmling.

Ich weiß es nicht mehr. — Doch, wüßt's die ganze Welt,
Ich *ſagt* 's nicht wieder . . Herr erlaßt mir das!
Iſt's nicht genug, daß er *hier* iſt?

Der Aufſeher.

Nun weiter?

Der Ankömmling.

Als Mathieu fort war — Seht, ſo ſtand das Haus,
Der Eltern Erbtheil, niemand früher drin,
Als wir, wir zwei! Und nun er fort! Jedweder Winkel

Bayerische Staatsbibliothek München

So kahl und leer. — Das war zum Fürchten, Herr,
So plötzlich ganz allein zu ſein! Das Piken
Der Uhr iſt in der Einſamkeit, wie Hammerſchläge
Auf einen Sarg. Ich hielts nicht aus. Ich ſucht' ihn
In allen Winkeln, — Nacht in jedem,
Und nirgends Er. Da ſteckt' ich an ein Licht,
Sucht' ihn. Da fiel der Brand in's Haus. — Hell ward's,
Er — nirgends, — Aſch' — das Haus! — Nun bin ich hier!

Der Aufſeher (für ſich.)

Jetzt ſeh' ich's: Nummer Fünf iſt toll. Ich ſchick' ihn
In's Hoſpital. Der hälts nicht lang' hier aus.

Der Ankömmling.

Mein Mathieu!

(Wird auf Befehl des Aufſehers in das Hoſpital gebracht.)

Barmherzige Schweſtern wandeln ab und zu
Im Hoſpital des Bagnos, bringen dem
Arznei, dem Troſt; an jedem Bette ſteht
Ein Engel und mit heil'gem Thau, mit Thränen
Der Lieb', die nichts zu thu'n mit Ird'ſchem hat,
Nichts mit dem Sinn, ſelbſt mit Verwandtſchaft nichts,
Mit ſolchem Thau wäſcht er dem Sterbenden
Der irdiſchen Beſtrafung Brandmal aus.
Ja, Gottes Engel gehn auf dieſer Erde,
Sie gehn, gekleidet in den Menſchenkörpern,
Ganz Menſchen, und ſo heiliger als jene,
Die ſtill anbetend ſteh'n um Gottes Thron.

Der Sterbende.

Weich' nicht von meinem Bette,
Die du gelöst aus meinem Fleiſch die Kette,

O laß' mich nicht alleine,
Da ich zum erſtenmale wieder weine;
Gern büß' ich, doch nur ſo laß mich nicht büßen,
Durch Einſam-ſterben-müßen!

Die barmherzige Schweſter.

Verzage nicht, ich will dich nicht verlaſſen.

Der Sterbende.

Laß' mich die ſchweſterlichen Hände faſſen,
Mich feſt d'ran halten,
Bis meine eig'nen ganz erkalten.
So denk ich dich, das iſt allein noch Leben,
Als hätt' ein Vater dich mir gegeben,
Sei'ſt leiblich Schweſter! — Einſt ja hatt' ich.... ſchwindet
Dies Leben ſchon? Mein Aug' iſt wie erblindet.
Hätt' ich ihn wieder! Umfangen
Im Tod die Arm', die einſt um mich ſich ſchlangen!
Wer ſterben könnt' in Bruders armen!
Gott ſtraft gerecht.... Ohn' ihn!

Die barmherzige Schweſter.

Gott hat Erbarmen!
Auf Gott vertrau'! Dort findeſt du ihn wieder!

Der Ankömmling (auf einem fernen Bette.)

Mathieu! Mathieu!

Der Sterbende (horchend.)

Sein Ruf! — Von droben nieder!

Der Ankömmling (herbeigeeilt.)

Mathieu! Ich halte dich! O ſieh mich! Fühle!
Ich bins ja....

Der Sterbende.

Ein Engel! — Ah, die Schwüle!
Mein Kopf! .... ja wohl, ein Engel, hell und rein,
Dein Finger löst mein ſündiges Gebein.
Deine Berührung macht mich rein, wie du.

Die barmherzige Schweſter.

Um Chriſtiwillen! Menſch, laß ab vom Küſſen,
Mit Küſſen wirſt du ihn erſticken!
O mord' ihn nicht durch Liebe!

Der Bruder (ausathmend.)

Mathieu!

Die barmherzige Schweſter (die Hände gefaltet.)

Ja: Gott! — So viele Freud' in ſo viel Leide!...
Todt ſind ſie beide! —

Die wilden Burſche gehn ſo ſtill dahin,
Der frechſte blickt zu Boden, g'rad als zög' ihn
Nebſt ſeiner Kett' ein ſchwereres Gewicht.
Paarweiſe geh'n ſie, tragen je zu vier
Auf braunen Schultern lange Bretter fort
Und auf den Brettern Brüder. Keiner lacht.
Sie wandeln langſam zu den Gruben hin,
Und laden ihre Laſten ſchweigend ab.
Mathieu und Nummer Fünf! Ein einzig Grab
Umfängt die beiden, und daneben eins
Nimmt den Soldaten auf und ſeinen Hund!
Als ſie das Thier begraben bei dem Herrn,
Da ſchallt ein dumpf Geheul aus jeder Bruſt. — —
Nicht fern vom Haufen ſteht ein fremder Mann, —
Kein Büttel kennt ihn, — ſtill in ſich gekehrt,
Der ſieht der Leichenfeier ſinnend zu,
Und ſenkt das Haupt. Der Büttel tritt ihn an,
„Was wollt Ihr da?" — „„Hab meine Freude dran!""
„Wer ſeid Ihr?" — Es verſchwand der Mann im Nu.

Komet und Plejaden.

(Bruchſtück.)

Von meinem Herzen barſt der enge Ring,
Aus meinem Herzen ſprang der glüh'nde Quell,
Durchſichtig wie Criſtall, Lichtſtröm' entſchwellend,
Die Nacht austilgend, die mich lang umfing;
Von meinem Auge fiel das garſt'ge Fell,
Ich jauchzte, ſelbſt durchſonnt und rings erhellend.
Und jeder Lichtpfeil, welcher aus mir drang,
Fuhr als ein Magus durch des Weltalls Räume;
Jeder Blutstropf' in mir war Siegsgeſang;
Wie ſich die Schönheit aus den Waſſern ſchwang,
Stieg meine Seele aus dem Bad der Träume.

Entlaſtet ſchon von der Materie Wucht,
Fühl' ich mich ſtark im Himmelsocean;
Schon ſchwimm' ich hin in langer Demantbucht,
Die oft mein Rohr erforſcht als weiße Bahn.
Die Straße, wie ein Gürtelband entrollt,
Durchmeß' ich leicht, d'rin zieh'n zahlloſe Gleiſe;
Je eines wird, ſo oft, der treu gewollt;
Der Wahrheit Recht, zum Tod unſchuldig geht der Weiſe;
Wenn längſt auf Erden niemand kennt ſein Grab,
Noch derer Namen, die der Menſchheit ſtarben, —
Gott zählt der Straße helle Streifen ab,
Wie Schnitter treulich zählen ihre Garben.

Des Himmels Weltmeer ruhet ganz in Feier,
Wie, die vom Bräut'gam träumet, eine Braut,
Indeß der Bräut'gam ſelber, durch den Schleier
Den Athem fühlend, ihre Reize ſchaut.
Auf weitem Spiegel ſeh ich eine Leier
Schimmern, als wie aus Mondenlicht gebaut;
Und ſüße Lieder hör' ich leiſe gleiten
Durch's Himmelsweltmeer aus der Leier Saiten.

Und da ich hörte holdverbundne Töne,
Sah' ich hinſchweben in harmon'ſcher Schöne
Wallfahrerinnen, ſieben, wie getragen
Vom Ebenmaß der Reize und der Klagen;
Denn, wie ſie mackellos, rein als Jungfrauen,
Waren ſie auch gleich Müttern anzuſchauen,
Die ſtarr vor Schmerz um ihres Lebens Leben
Die todten Kinder Gott entgegenheben.
Der Sieben Jegliche trug ein Verhülltes.
War es ein Kind? ein Fleh'n, ein unerfülltes?

Als forſchend ich hinſah, mitleiddurchwallet,
Iſt plötzlich um mich rings das All durchſchallet,
Als flög' auf ehr'nen Schilden, dröhnend, raſſelnd,
Ein Sichelwagen, oder ſchöſſe praſſelnd
Ein Lavaſtrom, den Urgebirg' nicht ſchrecken,
Des Tempels Opferſtätte ſtolz verheerend,
Ein ganz Geſchlecht als Hekatomb' verzehrend,
Plump in des Meeres reb'umpflanztes Becken. —
Der Irrſtern iſt's. Dicht hinter mir die Schwingen,
Die lohen, ſchlägt er; aus den Poren dringen
Fühl' ſeinen heißen Schwaden ich, verſengend,
Sich an den Lichtring meines Weſens hängend.
Ich bebte. Sieh, da war er ſchon verſchwunden,
Schneller, als wie am Ring der Ewigkeit,
Woran der Herr ſie hat zu Leid und Freud gereiht,
Fallen die rollenden Sekunden.

Nur fernab fliehen noch, ſah ich, allein
Den Irrſtern, nach ſich ſchleppend grellen Schein,

Ihn, der nichts mehr, als noch Materie iſt,
Die ziſcht und ſchreckt und von ſich ſelber frißt,
Verloren ſchwimmend im belebten All,
Den Dunſtkreis ohne Kern, den zähen Ball,
Dahingerollt von des Allmächt'gen Hand
Zum ew'gen Merkmal, ohne Halt und Stand.

Einſt zog er ſtolz in jungfräulicher Pracht,
Wie Freudenthränen ſchimmernd durch die Nacht,
Wetteifernd maß er ſich der Sonne gern,
Doch lieblos ging allein der eitle Stern.
Das ew'ge Weltgeſetz, das, heilig waltend,
Einzelnes ſchafft, durch Alle es erhaltend,
Damit das Einzelne ſtark ſei für Alle,
Der Säulen eine in der Ur-Welthalle, —
Der Stern, demſelben Urgeſetz entſproſſen,
Im Trotz, verneinend, wähnt' er's durchzuſtoßen,
Und hub den Schritt, hielt ſich für ſelbſterſchaffen,
Der Glanz ſein Wappen, Schönheit ſeine Waffen,
Dadurch zu zwingen hofft er die Familie.
Da hat der Herr berührt die Feuerlilie,
Und hat verflucht den übermüth'gen Stoff,
Und nahm die Schönheit ihm, davon er troff,
Und ließ die Glut, und nahm die Seel', auf daß er rolle,
Bethörter Selbſtſucht Spott, Denkmal von Gottes Grolle.
Da ſchweift er hin nunmehr, ein Todter dem Verbande,
Und hüllt als Purpur weit die Gluth um ſeine Schande,
Nicht *Scheins* genug, daß *der* des Innern Leerheit decke,
Nicht *Gluth* genug, daß *die* Liebend-Lebend'ges ſchrecke;
Geblendet vom eignen Schein, ſieht nirgends er die Bahn,
Verzehret von eigner Gluth, ſchwimmt er im Ocean
Des Himmels hin und her, ſtürzt in die dunkelſte Tiefe;
Doch Gott faßt ihn herauf, die glühende Hieroglyphe,
Treibt ihn als Kreiſel fort, wirft ihn als Geißel ſchwer,
Indeß tief unten ſeufzt der Wandrer — Ahasver.

Ich wend' entſetzt mich ab; da hör' ich wieder
Der ſieben Jungfrau'n einklängliche Lieder;
Jedwede trägt ein Fleh'n, hinaufgeſchickt

Von einem Volk, das lang emporgeblickt,
Das zu den Irdiſchen nicht flehte,
Doch treuen Sternen gern vertraut' Gebete.

Das eine ſprach: „Hörſt du, o Herr, mein Beten?
Ich bin beſiegt, geſchlagen und getreten.
Ich ſeufze zu dir auf in meinen Nöthen,
O ſende, Herr, den Tod, mich ganz zu tödten.“

Das andre ſprach: „Herr, hörſt du meine Klagen?
Scheintodt verſchloß man mich im engen Schragen,
Du Gott des Lebens, zeige dich im Wetter,
Spreng' auf mit Blitzen meines Sarges Bretter.“

Das dritte ſprach: „Herr, gönne mir dies Eine:
Daß ich, von Spähern unbelauſcht, nur weine!
Durch Thränen darf ja ſelbſt der Bettler ſprechen,
Und meine Thrän', Allgüt'ger, heißt — Verbrechen!“

Das vierte ſprach: „Ich hab' mich einſt vermeſſen,
Jetzt haſt du mein, wie deiner ich, vergeſſen,
Es will der Leib mir jetzt die Seele rauben,
Des Kindes Kunſt lehr' mich nachholen: — Glauben!“

Das fünfte ſprach: „Ich werd' als Kind gehalten,
D'rum muß ich, eh' ich mannbar werd', veralten;
Weßhalb ich ward, ich fühl's, doch kann's nicht nennen,
Drum wandle, Herr, mein Fühlen in Erkennen.“

Das ſechste ſprach: „Des Himmels Licht verdecke,
O Herr, daß nicht dein Aug vor mir erſchrecke;
Bei Glück und Ehren ward ich reif an Schande;
Gib Elend, ſo verjüng' ich mich im Brande.“

Das letzte ſprach: „Du gabſt mir zum Berather
Nach deinem Ebenbilde einen Vater.
Ich bin ſo glücklich, daß ich nichts kann flehen,
Als: Laß uns beide lang zuſammenſtehen!“

Die Sieben ſchwebten weiter. Sieh, da zogen
Sich über mir, der folgte, helle Bogen,
Und in der weißen Straße Gleiſen ſchritten
Her ſieben Männer, horchend jenen Bitten,
Die, hingetragen von den Jungfrau'n, klangen
Gleich Donnern, daß mirs war, als hört' auf Erden
Ich Erzesdröhnen, wie wenn Särge ſprangen,
Daraus die Todten jetzt erlöſet werden
Und um ihr Recht herſchreiten all im Grimme
Und weiſen ihre jammerblaſſen Wangen.
Dazwiſchen aber hört' ich eine Stimme,
Wie wenn ein Kind das erſte: Vater! ſpräche,
Indeß des Vaters Licht gerad verglimme,
Und g'rad im Tod das Herz des Vaters bräche.
Da plötzlich, rings um mich, im All ergoßen,
Viel tauſend Sonnen ſchienen ausgefloſſen,
Als ſollten ſie von Schuld die Erde rein'gen.
D'rauf ſieben Adler aus den Sonnen ſchoſſen,
In denen ſah' ich all das Licht ſich ein'gen.
Sie flogen immer tiefer; um ſo enger
Sie ihre Flügel an einander ſchloſſen,
Daß mir's bald ſchien, als wären ſie nur einer,
Und dieſer einzige ſchwand immer kleiner,
Bis er ſo klein verrann, der kühne Fänger,
Wie eine Taube, die den Oelzweig bringet,
Indeß die Erd' ſich aus den Waſſern ringet.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Stimmen.

I.

Der Abendwind, wie eine Amme, fächelt
Das Kind und lullt's in ſüßen Schlummer ein;
Es liegt ſo ſelig in der Wieg', und lächelt;
Zum Fenſter ſieht ein Roſenpaar hinein.
Die Mutter Roſe will das Kind erblicken,
Das Roſentöchterlein ſchmiegt ſich an ſie;
Die Roſe ſingt, die andern Blumen nicken
Andächtig bei der ſüßen Melodie,
Und ſtimmen dann, die Nelken und Reſeden,
Die ganze Schaar, ein in den Weihgeſang;
All' ihre Stimmen ſchlingt mit Silberfäden
Die Nachtigall zu 'nem Zuſammenklang.

„Schlaf ſüß auf deinem ſichren Eiland,
Das wie ein Ei im Weltmeer ſchwimmt,
Bewußtlos ſel'ger kleiner Heiland,
Der nichts als Liebe gibt und nimmt.

„Du gibſt ſie reich den Aelternherzen,
Du nimmſt ſie aus der Mutterbruſt;
Daß Liebe wachſe, weckſt du Schmerzen,
Schmerz macht die Lieb' erſt recht zur Luſt.

„In jedem Kind wird neu geboren
Der Heiland, der die Menſchheit ſühnt
Durch *Lieb'*, — wenn Haß der alten Thoren
Zwingherr zu werden ſich erkühnt.

„So ſchlafe ſüß, und immer finde
Die Liebe dich, wie Kinder ſind!
Und wirſt du einſt zum greiſen Kinde,
Sei jung in Lieb' — wie jetzt als Kind!“

II.

Die Braut geht ſtill und ſinnend durch den Garten,
Vor einer ſchlanken Lilie bleibt ſie ſteh'n,
Und nimmt das Myrthenkränzlein aus den Locken,
Wehmüthig dreht ſie's in der Hand und ſchlingt
Es um die Lilie dann, die ſchweſterlich
Mit bleichem Haupt ihr zunickt. „Nimm' es du! —
Was wein' ich denn, ſeit ich die Myrthe trage?
Ich wein' und bin doch freudig, doch beklommen!"
Die Lilie ſpricht: „Du weinſt vor Freuden, Schweſter,
Und, weil vor Freuden, weinſt du auch aus Schmerz.
Die Freudenthräne iſt doch — Thräne ſtets,
So jedes Glück — ein Schmerz! — Du fühlſt die Freude
Am ſelben Pulſeſtocken wie den Schmerz,
Und, wie die Thrän' des Schmerzes Lindrung iſt,
So wird zum Glück dir auch ein jeder Schmerz.
Darin fühlſt du den Gott. Er gibt dich ſelbſt
Dir ſelbſt, durch Glück und Leid — in *Einer* Thräne.
Und, biſt du leidvoll, — Nachts, wann Wirkliches
Verdämmert, thut ſich auf das Mögliche,
So möglich, — weil nothwendig; und es füllt
Den Abgrund zwiſchen dir und dir dann aus.
Biſt, Schweſter, du im Glück, — unglücklicher
Wärſt du, als durch das Leid, wenn du das Glück
In dir nur ſuchſt, im Andern nicht; drum nimmt
Dir's Gott im Schlaf, und läßt dich träumend leiden,
Daß beim Erwachen du als fremd Geſchenk
Das Glück zurück erhältſt, und, froh empfangend,
Dich nach des Gebens rein'rer Freude ſehn'ſt.
Du *haſt* nicht Glück und Leid, — *biſt* beides ſelbſt
Wie Leib und Seel', und, wie du nur die *Seele*
Verſchenken kannſt, und doch ſie ſtets noch haſt,
So ſpende Glück; und daß, jemehr du ſchenkſt,
So mehr du haſt, erkenn' in Freudenthränen:
Jemehr du weinſt, je mehr drängt dich's zu weinen."

III.

Der König ſieht zum Fenſter trüb hinaus,
Sieht gegenüber ſtehn das finſtre Haus,
Den alten Thurm, dort an des Schloſſes Enden,
Er kann davon die Blicke heut nicht wenden.
Wie Mancher liegt darin ſeit langer Zeit!
Wie ſchwer drückt Fürſten die Gerechtigkeit!
Der Himmel iſt ſo klar, die Luft ſo blau,
Und ſtehn muß bleiben drin der ſchwarze Bau.
„Warum, ihr Männer, die ihr drinnen liegt,
Habt ihr die Hand der Gnade mir beſiegt?
Nicht euch, mir ſelbſt legtet ihr Feſſeln an,
Daß ich aus Feſſeln euch nicht löſen kann.
Vergab i ch euch verſuchten Hochverrath,
Kann denn vergeben auch der ganze Staat?
Und muß ich — höb ich gern zur Gnad' die Hand,
Nicht das G e ſ e tz erhalten, und das Land!"

Er blickt hinweg, blickt immer wieder drauf;
„Sieh da, — wer kommt zu euch im raſchen Lauf?
Das iſt mein Storch, des Schloſſes treuer Gaſt,
Was willſt du dort, du alter Nimmer-raſt?
Du freier Vogel, ei, was ſuchſt du doch
Dort an des Thurms vergittertem Mauerloch?"
Er wetzt den Schnabel, — ach, fruchtlos Beſtreben! —
Als feilt' er emſig an den Gitterſtäben.
Er dreht den Kopf, — das Thier iſt recht betrübt,
Daß es für die da drin nicht Rettung gibt.
Am Thurme ſchlingt ſich Epheu hoch hinan,
Der Storch fliegt auf, rupft mit dem Schnabel dran,
Und ſchwingt ſich dann, treuherzig, nimmer matt
An Königs Fenſter mit dem Epheublatt,
Legt es ihm hin und lüftet dann die Bruſt,
Schlägt mit den Schwingen wie aus Herzensluſt,
Als käm ihn grad die Luſt zum Wandern an.
Wie er's alljährlich ſtets gethan.

Der König ſieht dem Spiele ſinnend zu;
„Ja," ruft er, „Vogel, wandern frei kannſt du
In ferne Länder, wo die Sonne mild
Scheint auf ein ewig-maienhaft Gefild.
Es kennt dich niemand dort; — doch biſt du froh
Wie in der Heimath, d'raus dein Fittich floh.
Was denk' ich dran? — Halt, jetzt verſteh' ich dich,
Du treuer Storch; worauf doch lenkſt du mich!
Du gabſt mir wahrlich einen beſſern Rath,
Als je ein Weiſer mir gegeben hat!"

Zum Thurme geht der König raſch, — es ſchaut's
Erſtaunt der Schließer; „weh, was ſolls? mir graut's,
„Ihr armen Gäſt' in meinem dunklen Haus,
„Führt man euch wohl zum Tode bald heraus?"

Der König aber tritt zu ihnen mild
Und ſpricht ſie an: „Ihr ſtrebtet einſt gar wild,
Nach Kron' und Leben mir, — nicht ich, der Staat
Verlangt den Kerker für Verſuch wie That.
Meint ihr: mir wäre leicht, wenn Herzblut fließt?
Doch ſeid getroſt! Schaut her: die Hoffnung ſprießt
Dicht an der Mau'r, die euch umfangen hält.
Und Hoffnung grünt allorten in der Welt.
Es ſprach für euch ein Anwalt, ſtumm, beredt,
Seid frei wie der, der mild für euch gefleht!
Jenſeits des Weltmeers iſt der Freiheit Reich,
Dort ziehet hin, ein Schiff empfängt euch gleich.
Mit allen Gütern, welche euer ſind,
Befrachtet's voll, mit Eltern, Weib und Kind.
Und, ſchwelgt ihr in der Freiheit vollem Licht,
Dann, die ihr Freiheit liebt, — flucht einem König nicht!"

IV.

Auf verſchiednen Wegen kommen —
Sind wohl nahe am Ermatten —
Zwei gar finſtre Greiſe, lagern
Beide ſich im ſelben Schatten.

Keiner ſpricht ein Wort zum Andern,
Keiner beut die Hand zum Gruße,
Aber dürſtend ſchöpfen beide
Labung aus demſelben Fluſſe.

Von dem Baume fällt hernieder
Eine Frucht, ſie greifen beide
Raſch darnach, ein jeder ziehet
Raſch das Meſſer aus der Scheide.

Jetzt erſeh'n ſich erſt die Beiden,
Kennen bald ſich immer beſſer,
Und ein Jeder tritt voll Haſſes
Gen den Andern mit dem Meſſer.

Denn Todfeinde ſind ſich Beide,
Sind ſich's ſeit den Kinderjahren,
Jeder ward in ſeinem Haſſe
Mann, und blieb's mit grauen Haaren.

Jeder will des Baumes Spende
Ganz, für ſich allein behalten;
Wuth im Herzen, ſteh'n ge'nüber
Drohend ſich die beiden Alten.

Sieh, da fällt vom reichen Baume
Eine zweite Frucht hernieder;
Keiner regt ſich, ſie zu greifen,
Sinnend blicken beide nieder.

Endlich ſpricht der Eine: „Wahrlich,
Dieſe Frucht ward uns geſpendet,
Daß von uns, dem Tod gleich Nahen,
Keiner durch den Andern endet."

Drauf der Andre: „Waren beide
Wir gleich nah doch am Ermatten, —
Und beherbergt hat uns Beide
Gaſtlich hier derſelbe Schatten.

„Und der Strom, der vor uns rinnet,
Hat dem Einen nicht entzogen,
Was dem Andern er geſtattet,
Tranken Beid' von ſeinen Wogen.

„Und gewiß fiel für uns Beide
Eine Frucht zur Labung nieder. — —
Die wir, uns zu tödten, lebten,
Laßt uns ſterben denn — — als Brüder!"

W. v. Kaulbach inv. & del. Lith. [illegible]

DIE STRAFE DES AMOR.

Sinnbild.

Womit ſoll ich des Dichters Glück vergleichen
In dieſer Zeit des Neides und der Kälte?
So oft ſchon finſter ich die Frage ſtellte,
Ward heute doch mir erſt das rechte Zeichen.

Im Spiele ſah ich mir die Freundin reichen
Durchleuchteten Pokal, den Rand erhellte
Ein goldner Trank, wem der die Adern ſchwellte,
Dem ſollte, ſchien's, die kranke Sorge weichen.

Wie wird ſein klarer Quell die Lippe kühlen!
Ich ſchlürfte kühn, und lüſtern wurden Alle. —
Doch Wermuth mußt' ich auf dem Gaumen fühlen.

So greift der Dichter nach dem Goldkryſtalle;
Des Lebens Kummer hofft er wegzuſpülen,
Und trinkt, um Nektar angefeindet, — Galle.

Stuttgart den 16. Februar 1836.
Faſtnacht.

Guſtav Schwab.

Wir Deutschen berufen uns beständig, wenn unsere politische Nullität angegriffen wird, auf die Wissenschaft, welche uns eigenthümlich seyn soll, und durch ihre Stärke und Bedeutung für fähig gehalten wird, auch anderweitige Schwächen zu bedecken. Sollte man aber nicht einmal die Sache von der entgegengesetzten Seite betrachten dürfen, und zu der Behauptung veranlaßt werden, daß die Wissenschaft selbst durch die Abwesenheit kräftiger Lebensmomente und Anregungen, an einer Hinfälligkeit leidet, die sie sich nur verbirgt, um da als Helferin zu erscheinen, wo sie eher hülfsbedürftig zu nennen wäre. Was ist die Wissenschaft anders, als das höhere Bewußtseyn, das man über das Denken, über Natur und Geist erhält: und wird das Wissen nicht einen unheilbaren Schaden erleiden, so wie das Organ, auf welchem es beruht, als von dem Geiste desselben ausscheidend angesehen wird? Was will eine Rechtswissenschaft sagen, deren Resultat, die Berufslosigkeit unserer Zeit für Gesetzgebung, eine Geschichte, deren

Endpunkt das Jahr 1789, eine Politik, deren letztes Wort
die mechanische Vorstellung des künstlichen Gleichgewichts
ist? Die Gegenwart ist es, wohin die Wissenschaft
beständig auszumünden hat, woraus sie ihre Lebenskraft
und den Anstoß zu neuen Entwickelungen empfängt:
noch nie hat eine Wissenschaft ihre Zeit überboten,
noch nie hat sie geholfen, wenn diese sonst im Sinken
war; in China ist sie der Reflex der Geistlosigkeit
und Langeweile: in Griechenland die jugendliche Begeisterung
der eben aufgegangenen Freiheit, in Deutschland kann sie
nichts sagen, als was Deutschland ist, und fehlt diesem
Sagen, so wird sie noch eine lange Zeit äußerlich vegetiren,
und sich für um so wichtiger halten, als sie wahrhaft
herabgekommen ist: aber ihre entscheidende Abmagerung
wird mit der Dicke und Aufschwemmung des Meßkatalogs
gleichen Schritt halten, und die filzartige Gelehrsamkeit
ein wahrhaftes Hinderniß der Wissenschaft werden.

Berlin den 23ten April 1836.

EGans.

Wer hätte das gedacht!

Novellette

von

E. Gehe.

Der behende Barbier von Monzi, einem Flecken in der Grafſchaft Nizza, rückte in ſeiner ſteingetäfelten, nach der Straße offnen Halle den Rohrſtuhl für den jungen Kunden, der ſich mürriſch darauf warf.

„Sohn! Du haſt einen guten Kopf, der dich zum Glücke führen wird," ſprach, den Belobten behandelnd, der Barbier.

„Zum Glücke? ich weiß von Keinem!" verſetzte Andrea, und ſeine Blicke, ſonſt flink und ſcharf, ſuchten die Tiefe. Dabei ballte der hitzige Geſell noch heimlich die Fäuſte unter der Serviette.

„Sohn! wer wird ſo gallſüchtig ſein! nimm das Leben leicht. Ueberdies — was fehlt dir? Haſt du nicht bei dem reichen Battiſta früh deine Eier, Mittags deine Polenta, Abends Maisbrod und Küſtenwein?"

„Ich bin ſein zweiter Knecht und der plumpe Gianetto —"

„Iſt Oberknecht, wiewohl er nicht leſen und ſchreiben und rechnen kann, wie du", entgegnete Buonaventura. „Sohn! gewöhne dich daran, daß der Geſcheite oft im Leben einen Dümmern zum Vorgeſetzten hat."

„Gianetto iſt mein Feind, dem ich's gedenken ſollte", rief mit blitzendem Auge Andrea, und riß die Serviette vom Kinn. Er war, durch Buonaventura's Kunſt geſäubert, ein hübſcher Burſch, ziemlich mager, ziemlich gelb, keine hohe Figur, aber ſchlank und gewandt, mehr Nerv als Fleiſch.

In dieſem Augenblicke klirrte es die Straße entlang. Ein Zug Galeeren-Sclaven, an Eiſenſtangen zuſammengeſchmiedet, ward nach der Küſte getrieben. Lumpen deckten nur dürftig die Blöße dieſer Söhne des Unglücks. Sorge im Blick, Kummer in den Runzeln der Stirn, von der Sonne bis zum dunkelſten Rothbraun verbrannt, Wunden im Fleiſch und Herzen, zogen ſie der Waſſerwüſte entgegen, an ihren Ketten ſchleppend. Es war ein trübſeliger Anblick.

„Höre", ſprach Buonaventura bedeutſam zu Andrea — „ein Engel zupft manchmal den Menſchen am Ohr. So ſchaue denn auch du, Hitzkopf, dies Bild des Elends dir an. Das Leben wandelt ſich oft leichter, als wir denken, in Galeere. Vermeide alle Händel, du haſt deren nur ſchon zu viele gehabt, und biſt als ein tapferer, aber auch als der raufluſtigſte Junge in der Umgegend bekannt."

Lauſchend ſtand Andrea. Seine dunklen Augen glänzten. Den Tadel ſeiner Streit- und Gallſucht überhörte, das Lob ſeiner Tapferkeit vernahm er gern.

„Sie bringens immer an mich, und dann will und kann ich nicht unterducken", rief er, drückte ſeinem väterlich geſinnten Freunde die Hand und ſprang fort. Es war viel Sicherheit und Keckheit in ihm. Die ſchwarzſammtne Jacke mit den hellen Knöpfen, wiewohl verblichen, ſtand ihm gut. Schief ſaß der Hut auf dem verwegenen Haupte. Der Barbier dachte, ihm nachblickend: „in dem ſtreiten ſich noch Tag und Nacht. Aber ich habe ſo meinen Blick und laſſe mir es nicht nehmen, es kann noch Etwas aus ihm werden."

Buonaventura hatte nicht Unrecht. In dem Jünglinge, den er wie ſeinen Sohn liebte, lag Manches. Was Andrea wollte, gelang ihm. Aber er wollte das Gute und Tüchtige nicht immer. Das hitzige Blut war in ihm noch nicht verkocht und geläutert. Die Sonne des Südens brannte in ſeinem Hirn und die milde Luft von Nizza hatte keinen Einfluß auf ſeinen Sinn.

Auf der Straße begegnete ihm Gianetto, wider ſeine Gewohnheit freundlich. Um einen Kopf höher wie Andrea, war er ihm an Stattlichkeit und Kraft der Geſtalt überlegen und wandelte an dieſem Sonntagsmorgen faſt ſtolz unter Monzis blauem Himmel. Er trug eine ganz neue grünſammtne Jacke. Die kurzen Hoſen von gleichem Stoffe waren mit goldnen Knöpfen geziert, aber nach damaliger Tracht nicht am Knie zugeknöpft, ſondern ließen dort das blendend weiße Unterbeinkleid durchleuchten. Ein farbiges Band ſchmückte den Hut. So konnte wohl Gianetto ſich putzen, denn er beſaß ſelbſt ein Gütchen, dicht an Battiſtas Beſitzung. Er bot dem Andrea die Hand und ſagte:

„Ich gebe heute den Freunden im Wirthshaus einen freien Trunk. Willſt du dabei ſein?“

Verwundert blickte Andrea zu ihm auf.

„Ich will wohl kommen!“ erwiederte er, „ich bin auch gern luſtig.“

„Ein Mann ein Wort! Du darfſt nicht fehlen“, rief Andrea's früherer Gegner und ging vorüber.

„Er will mit ſeinem Gelde prahlen!“ dachte Andrea und konnte ſich nicht enthalten, hinter Gianetto eine jener ausdrucksvollen Geberden zu machen, worein der launige Italiener Spott und Drohung kleidet. „Aber gegen mich ſoll er nicht den Großen ſpielen. Ich habe auch noch einen Mutterpfennig, den letzten. Auf Gianettos Trunk folge der meine. Von Keinem laß ich mich meiſtern.“

Unter dieſen Gedanken trat Andrea in das Haus ſeines Brodherrn, wo Battiſta's ſchöne Tochter Maria weilte. Auch zwiſchen ihr und Andrea ſchien kein Einklang zu walten, wiewohl die Bewohner dieſes Fleckens zu geringe Menſchenkenntniß beſaßen, um das Warum dieſes Haſſes zu ergründen. Maria, nach der Mutter Tode ſich im Hauſe als Herrin fühlend, hatte in der einfach-klaren Natur der Italienerin dem Andrea geſagt: er ſei zwar in des Vaters Geſchäft recht nützlich, verderbe aber auch Vieles,

wenn ihn ſein böſer Geiſt faſſe. Dieſe Aeuſſerung war in Gianettos Gegenwart erfolgt und ein günſtigerer Blick aus Marias Auge ſollte dabei dieſen belohnt haben. Seit dieſer Zeit zeigte ſich Andrea auch gegen die ſchöne Hausgenoſſin ſtörriſch. Nur verſtohlen folgten ihr ſeine wilden und heißen Blicke. Es fiel von ſeiner Seite manch bittres Wort, welches Maria zuletzt herriſch entgegennahm, denn auch die Zunge der Nachbarſchaft, welche über Andrea's unaufhörliche Fehden berichtete, hatte des Mädchens Herz gegen den Jüngling verſchloſſen. An dieſem Tage zeigte Maria ſich jedoch gegen den Eintretenden ungewöhnlich mild. Ihr ausdrucksvolles Auge ruhte auf ihm, dann wandte ſie ihr Haupt wie in Bewegung von ihm ab. Andrea's Falkenblick ſah die Stube ſchön aufgeräumt. Neben dem Gebetbuche, welches Maria, aus der Meſſe kommend, auf den Tiſch gelegt hatte, ruhten hübſche Sachen, ein Korallenhalsband, zwei Gold= und Perlenohrringe, womit Italiens Landfrauen ſich ſchmücken, ein Schleier und ein feiner Strohhut, charakteriſtiſches Merkmal jener von niedlichen Strohflechterinnen bewohnten Gegend.

„Es iſt doch nicht Euer Namenstag"? ſprach Andrea.

„Man hat mir den Putz heute geſchenkt", erwiederte Maria.

„Der Vater?"

„Sein Wille beſtimmte mich", verſetzte, eine Verlegenheit bekämpfend, die ſchöne Tochter des Hauſes. „Ich hätte Euch Alles ſchon früher gezeigt und geſagt", fügte ſie dann hinzu — „aber Ihr kamt nicht, mit uns zur Meſſe zu wandeln."

Eine Weichheit, eine Trauer lag in ihrem Ton und Blick. Andrea, ſchnell umgewandelt, ſchaute ſie mit großen Augen an. Eine dunkle Röthe flog über ſein Antlitz.

„Ich war auf der Jagd", ſprach er, „und habe zwei Schnepfen für eine Strenge geſchoſſen, die mich immer ſo kalt behandelt. Wartet!"

Mit einem Satz war er in ſeiner Kammer, ſprang dann ſchnell wieder in die Vorderſtube und brachte ſeine Beute. Maria unterdrückte bei ſeinem Wiedereintreten eine Bewegung, die wie ein Schatten über ihr reines Antlitz ſich ergoſſen hatte.

„Andrea," ſprach ſie ſo ernſt als ſanft, „wir hätten früher im Frieden leben ſollen."

Andrea wollte antworten. Da trat Gianetto herein, grüßte Maria leicht vertraut und forderte dann den Andrea auf, ſein Wort zu erfüllen und ihn zu begleiten.

„Wo wollt Ihr hin?" fragte, faſt ängſtlich, Maria.

„Am Feſttag muß der Becher glänzen", verſetzte, ſich in die Bruſt werfend, Gianetto — „und Euer Vater, liebe Maria, nähme ihn gewiß auch von mir an, wenn nicht der erſt vorgeſtern erfolgte Tod Eurer alten Verwandtin Barbara die laute Freude hier im Hauſe verböte."

Unter dieſen Worten zog er den Andrea mit fort, der nur mit widerſtrebender Empfindung ihm folgte. In Marias Augen hätte er weiter leſen mögen. Sie hatten den Andrea angeſtrahlt, wie der blaue Himmel aus zerriſſenen Wolken. Und jetzt mußte er ſie verlaſſen! An Gianettos Arm ward es ihm unheimlich. Gern hätte er ſich losgeriſſen; doch ſchon ſtanden Beide vor dem nahen Albergo, von anderen Geladenen begrüßt, welche die Unterhalle füllten.

„Da bring' ich ihn", ſagte Gianetto.

Andrea erkannte in den Gäſten Burſche, mit welchen er dieſen oder jenen Strauß beſtanden hatte. Aber ſie lachten und riefen: „Heut iſt unſer Aller Verſöhnungsfeſt; guter und tapfrer Andrea, tritt ein."

Bald ſaßen Alle am großen Tiſche und tranken den jungen Wein. Welche Köpfe! welche Augen! welcher Ausdruck der Geberde! Italienerlaune

iſt der Opal, der in vielfachen Farben ſpielt. Andrea ward zutraulicher. Mit einer vornehmen, aber freundlichen Miene, reichte ihm der Gaſtgeber immer von Neuem den Weinkrug. Selbſt ein tapfres Herz wird ewiger Feindſchaft müde. Andreas düſtres Antlitz belebte und erheiterte ſich. Sein ſchweres Blut ſtrömte raſcher, leicht floß ſeine Rede, er erzählte, in die Munterkeit der Andern einſtimmend, Schwänke.

„Wie er ſo luſtig wird! Wie gut ihm das ſteht! Andrea, du ſtichſt uns noch alle aus", rief Gianetto, und die Andern ſtimmten wie in geheimer Verabredung bei.

Während deſſen hatte Buonaventura vor dem Wirthshauſe beſorgt nach Andrea gefragt. Vor der Meſſe ſollte in Battiſtas Haus Etwas vorgegangen ſeyn, worauf der Barbier ſeinen Schützling, welcher gewiß davon noch keine Kenntniß hatte, vorbereiten wollte. Aber einige der Zechbrüder, vor das Thor tretend, wieſen Buonaventura mit der Verſicherung ab, Andrea ſey nicht drinnen unter den Trinkern. Gianetto nahm an der Tafel das Wort und ſprach:

„Wie ſchon geſagt, Brüder, der Andrea ſticht uns Alle aus. Kann er nicht beſſer als wir leſen, rechnen und ſchreiben? Und ſo viel Gewandtheit! Ein ſchmuckes Kerlchen! Kein Wunder, wenn er Anſprüche macht! Nun, nun, dir wird Vater Battiſta nichts abſchlagen können. Wo Du forderſt, müſſen Andre zurücktreten, ich bin nicht neidiſch."

„Was meinſt du nur?" fragte, ſeltſam ergriffen, Andrea.

„Bruder, ſpiele nicht länger den Verſteckten; du liebſt, geſtehe es nur, eine Gewiſſe. Deine Art, ſie zu behandeln, war die beſte, reizte, erſchütterte. Gewiß: Maria hegt Theilnahme für dich. Verſuche bei ihr dein Glück, wenn es noch Zeit iſt. —"

„Spotteſt du meiner?" fragte, erregt, Andrea.

„Hätteſt du Trefflicher wohl um uns den Spott verdient?" erwiederte Gianetto mit einem Blick auf die liſtigen Geſichter der Mitgäſte. Er ließ

einen irdenen Pokal mit dem beſten Weine füllen und ſprach, einen Haupttreffer vorbereitend, mit erhobener Stimme:

„Ich wiederhol' es: bei deinen Vorzügen, welche dir alle klar ſind, müßteſt du ohnfehlbar Marias Jawort erhalten, wenn — er hielt inne — ſie nicht heut früh ſich mir verlobt hätte. Stoße mit Marias Bräutigam an, Zeuge der Brautſchaft!"

Ein wieherndes Gelächter der andern Burſche begleitete den endlichen Ausbruch von Gianettos Prahlſucht. Andrea fuhr empor. Ihm flirrte es vor den Augen. Wie der vom Beil getroffene junge Stier ſtand er zwei Augenblicke verdutzt da. Dann in rabbia — es gibt kein deutſches Wort für ſolchen Zuſtand — ſchoß er auf Gianetto los. Von der furchtbaren Wirkung ihres ſchlechten Spaßes erſchreckt, warfen die Burſche von Monzi ſich zwiſchen Beide. Aber ein Pfeil, ein Blitz, zerriß Andrea den Menſchenknäuel, erreichte, faßte Gianetto, und nach des Feindes Herzen drang ſein Dolch.

„Blut! Blut! Mord! Mord!" heulte es gräßlich durch die Halle. Marias Verlobter, welcher nur hatte ſeinem Stolze genügen und an Andrea ſein Müthchen kühlen wollen, lag graubleich am Boden. Aus der Wunde ſtrömte das Blut.

„Povero! Povero!" tönte es im Kreiſe. Der Klagruf galt nach Italienerweiſe ſchon mehr dem durch Leidenſchaft verführten Thäter, als dem Opfer ſeiner Wuth. Halb Monzi lief zuſammen. Man rief nach dem Chirurg.

„Er ſtirbt; rette dich, rette dich, Andrea!" flüſterte es um ihn her. Er hörte nicht darauf. Stolz vor dem Gefällten ſtand der Sieger.

„Seht meinen Rothwein zum Brautfeſte", ſprach er.

„Ueber die Grenze, Andrea! die Gerichte nahn!" tönte es wieder, ſchon leiſer, und der Strahl der ſchönen Sonne von Nizza beſchien die

bleichen Antlitze. Andrea dachte nicht an Flucht. Mit verſchränkten Armen ſtand er jetzt nachdenklich vor dem Verwundeten. Da ließ der Podeſta, während die Andern flohn, ihn greifen und binden. Ohne Widerſtand litt es Andrea, immer das Auge auf ſeinen Feind gerichtet, welchen Tod oder tiefſte Ohnmacht feſſelte. Der Podeſta befahl, den Verhafteten abzuführen. Da fiel zum erſten Mal Andreas Blick auf die Stricke, welche ihm Arm und Hand umſchnürten. „Maria! auch Du biſt gerächt!“ rief er und ſchritt ſeinem Gefängniß entgegen.

Ein trauriger Abend folgte für Monzi auf den hellen Sonntagsmorgen. Von der See her brauste der Sturm über das Land. Braune Gewitterwolken ſäeten Blitze und strömten Regen. Der gute Buonaventura lief hin und her, bald zu dem Podeſta, bald in Battiſtas Haus, wohin man den verwundeten Gianetto gebracht hatte. Aber des Barbiers Fürbitte für Andrea half nichts. Der reiche Battiſta war höchſt aufgebracht gegen den Knecht, welcher einen Scherz des Bräutigams in den blutigſten Ernſt verwandelt hatte. Der Podeſta erklärte, Andrea ſolle am nächſten Morgen an das Ober- und Kriminalgericht zu Nizza abgeliefert werden. Buonaventura ſchlug mehrmals die Hände über dem Kopfe zuſammen, wenn er an das Ende dieſer tragiſchen Begebenheit dachte. Die Einwohner von Monzi ſtanden, trotz des Regens und Sturms, im Freien, und ſchauten ſich das Wirthshaus, wo der Rothwein geſchenkt worden war und die Wohnung an, wo am Lager eines Bräutigams vielleicht ſchon der Tod ſaß. Wäre Andrea mit Glück über die Gränze gegangen, man hätte dem Kecken ein bravo! bravo! nachgerufen. Aber er war in den Händen der Juſtiz und man begann, vor ihm als Verbrecher ein Grauen zu empfinden. Denn nicht die That, ſondern das Hemd des armen Sünders bringt den Mann um den Credit. Manche Baſe des Fleckens öffnete ihren zahnloſen Mund, Andrea zu verdammen, denn gewiß werde und müſſe Gianetto an ſeiner Wunde ſterben. Es bildeten ſich ſchon Vereine, nach Nizza zu wandeln an Andrea's Tage. Endlich ward es ſtill, das Volk verlief ſich von der Straße und ruhte, noch im Entſchlafen an den „malfattore“ denkend, um ſo köſtlicher auf der eignen Seegrasmatraze und Tugend. Nur Schmerz und Schuld wachten noch. Mit Stricken ſo feſt zuſammengeſchnürt, daß er

ſich nicht zu regen vermochte, lag Andrea in einer Scheune Battiſtas, deren Hauptthor man verrammt hatte, denn ein feſtes Gefängniß war in Monzi nicht vorhanden. Eine ſchauerliche Ruhe war in Andreas Geiſt zurückgekehrt, und er dachte über das Trübſal ſeines Lebens nach. Glück iſt eine ſeltne Schüſſel; am Tiſche des Armen bleibt ſie aus. Mit einem regen Sinn für Höheres geboren, hatte Andrea ſich an den Pflug ſeines Brodherrn gekettet gefühlt. Das wühlt im Innern und nagt am Frohſinn der Jugend. Von der ſchönen Herrin hatte Andrea ſich überſehen, verachtet geglaubt. War es nicht ſo? O Himmel! wie viel hatte dann Andrea durch ſein dunkles und feindſeliges Weſen verſcherzt, welche Wunde ſich ſelbſt und Andern geſchlagen! Eine ſchwere Thräne rann über Andrea's Wange. Furchtbar richtete die Zukunft ſich vor ihm auf. Die Geſtalten der Galeerenſclaven, die er am lichten Morgen geſehn, traten zu ihm, ſchüttelten die wüſten Häupter, grüßten ihn als Genoſſen. Er hörte ihre Ketten klirren und ihre Schmach fiel brennend auf ſein Herz. Der Geiſt der Verzweiflung raunte ihm zu: morgen um dieſe Stunde wo wirſt du ſein? Im Gefängniß zu Nizza und dann. — Er glaubte an ſeinem ſchmerzenden Knöchel den Schlag des Hammers zu fühlen, der ihn an die Verdammten ſchmiedete. Bis gegen Mitternacht mochte er ſo in ſchrecklichen Träumen gelegen haben, als ein Lichtſchein in ſein Auge und in die Dunkelheit ſeines Herzens fiel. Die ſchöne Maria ſtand vor ihm. In die Nacht ſeines Elends ſtrahlte ihr Auge thränerfüllt und fromm. Ihr ſchwarzes Haar umfloß in glänzenden Flechten das Haupt. Die Wange war nur ſchwach geröthet, die Purpurlippe ſchien vom Gebet geweiht. So kam ſie, aller Gelegenheit des Orts kundig, zu dem Jünglinge, deſſen wildes und ungeregeltes Weſen ihr viel heimlichen Kummer gemacht hatte.

„Andrea", ſprach ſie, „du haſt unſer Haus in Trauer verſetzt. Mein Vater und der Podeſta ſinnen auf deinen Untergang, ich aber denke anders. Schwörſt du mir bei den ſieben Wunden der Mutter Gottes, falls du wieder frei würdeſt, dieſe Gegend augenblicklich zu verlaſſen, keine weitere Rache, an wem es auch ſey, hier zu nehmen, und dem irdiſchen und ewigen Verderben, welchem du verfallen ſcheinſt, durch deine Beſſerung dich zu entreißen?"

„Maria“, antwortete der Gefeſſelte, „ich fürchte den Tod nicht, ja er könnte mir lieb ſein, ſeit du Gianetto wählteſt. Aber die Schmach der Kette! Der Taktſchlag der Galeerenruder! O für edlere Mühen fühle ich mich geboren! Wäre ich Soldat, hört' ich den Donner der Schlacht, könnte ich ſterben auf den Feldern der Ehre!“

„So fliehe Jüngling, den ich nie gehaßt und im Stillen ob ſeiner Verirrungen beweint habe“, rief in himmliſchem Erbarmen Maria, „eile aus dem Rachen des Verderbens dem Leben und dem Ruhme entgegen!“

Und mit ſcharfem Meſſer zerſchnitt ihre weiße zitternde Hand, überſtrömt von Thränen, Andreas Bande. Welch ſüßes Gefühl für ihn, der ſich von ihr verſtoßen geglaubt hatte! Dieſes Zittern, dieſe Thränen galten ihm! Mit leuchtenden Augen ſprang er auf.

„Maria“, rief er, „dein Vater zwang dich, du haſt Gianetto nicht ſelbſt gewählt.“

„Ich habe ihn gewählt, weil — weil — ja Alles will ich dir ſagen, wenn es dich tröſten, ermuthigen, beſſern kann. War es für ein Mädchen möglich, Andrea, ihr Schickſal an den unſtäten Mann zu ketten, über den jeder neue Tag die neue Klage brachte? Lange trug ich und hoffte, dein Mißtrauen verſcheuchte mein Vertrauen. O wenn die Menſchen ſich verſtünden, ſtatt ſich zu meiden! Jetzt bin ich Gianettos Braut. Von dir gereizt, hat auch er gefehlt, doch ſchwerer gebüßt.“

„Iſt er todt? lebt er?“ fragte Andrea, an deſſen Seele eines verlornen Glücks ſchmerzlich-köſtliche Bilder vorüberzogen.

„Es iſt Hoffnung, daß er wieder aufkomme und leiſe hat er jetzt ſelbſt mir in das Ohr geraunt, ich möge dich retten.“

„Auf ſein Geheiß alſo, nicht auf deines Herzens Ruf kamſt du!“ erwiederte heftig Andrea. „Laß mich zur Galeere wandeln!“

„O falle nicht zurück in deinen alten Fluch!“ bat Maria. „Ich fühle es, dieſen Kampf deines Herzens kann nur ein freies Leben, Mannesthat und Kriegesehre löſen. Du biſt ohne Geld, ohne Hülfe, nimm dieſen Beutel, die Gabe der Liebe. Auch der Freund Buonaventura wacht über deinem Haupte. Durch ſeine Kundſchaft überall bekannt, will er dich führen, ſchützen, verbergen, wo es nöthig iſt. So geleiten dich gute Engel.“

„Dein Bild ſchwebe mir vor, heiter und himmliſch!“ rief jetzt in aufglühender Lebens- und Freiheitswonne der Jüngling. „Grüße Gianetto! Vergeſſen und Vergeben! O daß ich einſt deiner werth zurückkehren und dir lohnen könnte!“

Auch Buonaventura hatte ſich hereingeſchlichen. Noch halb erzürnt gegen ſeinen Liebling, und dennoch für ihn die Arme ausbreitend, rief er:

„Sohn des Unglücks, werde ein Sohn des Siegs. Das Auge meiner Sorge ſoll dich durch die Nebel der Nacht führen!“ So ſchieden die Drei. Von Andrea ward nichts mehr vernommen, ſeine Flucht ſeiner bekannten Gewandtheit und Liſt zugeſchrieben. Maria kehrte zu dem verwundeten Gianetto zurück. Er genas, wenn auch langſam, und ward Marias Gatte. Nach einem Jahre gebar ſie ihm einen Knaben, der hold und heiter das Licht begrüßte. „Wir wollen ihn Andrea nennen“, ſprachen die junge Mutter und auch der Vater, denn, Andrea’s Verſöhnungsgruß und ſeinen eignen Antheil an der Schuld nicht vergeſſend, hatte Gianetto in ſeiner Ehe Glück, Ruhe und Milde gefunden. Der ſchon ſeit Monden zurückgekehrte Buonaventura, des Gelingens einer guten Handlung ſich bewußt, lächelte gutmüthig und nickte dem Entſchluſſe der Gatten ſeinen Beifall zu. Bei der Taufe des Knaben band er als Stellvertreter eines Herrn Sergeanten in Turin drei ſchöne Goldmünzen für die Wöchnerin und den Kleinen ein. Der jüngere Andrea, bald zu Monzi „das lichte Kind“ genannt, hatte ſchon bei ſeiner Geburt gelacht und ſchäkerte in die Welt hinein. Alle hatten ihn lieb, denn weich, wie ſein blondes Haar, und vertrauend war ſein Sinn. Gern ließ er ſich hätſcheln.

„Ob der wohl je Feinde haben wird?“ ſprach der Vater.

„Ich glaube nicht", erwiederte lächelnd die Mutter. Buonaventura aber zuckte die Achſeln und meinte: „Der böſe Erdgeiſt haſche nach Lämmern." Eigentlich hätte Buonaventura, ſeiner niedrigen Stellung ohngeachtet, auf den Namen des Weiſen von Monzi Anſpruch machen können. War er zu ſehr geplagt, pflegte er wohl zu ſagen: „Man lebt nur auf Erden, um zu barbieren und wieder barbiert zu werden." Fühlte er ſich jedoch in höherer Stimmung, ſo tröſtete er liebreich: „Das irdiſche Leben iſt ein ſchöner Leib. Der Teufel kratzt Wunden hinein, der himmliſche Geiſt verbindet ſie wieder."

Jahre vergingen. Vor dem Feuerodem der franzöſiſchen Revolution warf Europa ſeine alten Inſtitutionen ab. Reiche verarmten, Niedre ſtiegen, vor der keckſten Gegenwart, vor dem Rauſche des Augenblicks ſchienen alte Verbindungen zerriſſen und vergeſſen. Der Krieg, auch in Italien wüthend, zerſtampfte die ſchönen Maisfelder, zerriß die von Ulme zu Ulme gezogenen Kränze der Weinranken und ſtieg in Flammen aus den Trümmern der Wohnungen. Auch Monzi litt und bewunderte. Denn im Strahl des Kriegsruhms tauchten die Namen der Heerführer glänzend auf. Die franzöſiſchen Soldaten wählten in jener Periode ihre Offiziere häufig ſelbſt. So hörte man, daß ein Oberadjutant eines Nationalbataillons vom Vardepartement plötzlich zum Chef deſſelben erkoren worden, dann vom Brigade- zum Diviſionsgeneral und ſo raſch weiter bis zu den höchſten militäriſchen Ehrenſtellen geſtiegen ſey. Die Schlacht von Loano entſchied über Maſſenas Ruhm, denn ihm gebührte die Ehre dieſes Tages. Die Kämpfe von Montenotte, Milleſimo, Dego, Cheraſko, Lodi, Rivoli reihten ſich wie Sterne um den gefeierten Namen des Helden. Auch Lonato, Caſtiglione, Roveredo, Baſſano, Caldiero und Arcola ſahen ihn befehlen und ſchlagen. Nach der Schlacht von Marengo übernahm er den Oberbefehl über die ganze Armee in Italien. Krieg und Staatsverhandlung nahmen alle ſeine Kräfte in Anſpruch. Bei Errichtung des franzöſiſchen Kaiſerthums trat er unter die Marſchälle von Frankreich, dann, mit dem großen Band der Ehrenlegion geſchmückt, eilte er bei wieder ausbrechendem Kriege nach Italien zurück, den Kampf mit einem *Karl* zu beſtehen, der an ſeiner Kanone von *Erz*, *Herzog* ſeiner Treuen, die glorreichen Erinnerungen, welche die Weltgeſchichte an den Namen Karl knüpft, in jugendlicher Kraft zu überflügeln ſtrebte. Die zwei

feindlichen Heere Oeſtreichs und Frankreichs ſtanden ſich nahe und mitten unter den Feuern des Kriegs trauerte das halbzerſtörte Haus der Wittwe Maria, welcher eine Krankheit den Gatten Gianetto geraubt hatte. Sie war ganz verarmt, von Sorge gedrückt, das Antlitz gealtert und blaß. Ueber den Trümmern ihrer einſtigen Schönheit glänzte nur noch, wie ein Erinnerungsſtern aus reicher Jugend, ihr Auge. Aber die ſtille Würde, mit welcher ſie den Verluſt ihrer Glücksgüter und mancher geiſtigen Hoffnung trug, wirkte um ſo mächtiger auf das ſanfte Herz ihres Sohnes Andrea ein. Der blonde Burſche, einſt „das lichte Kind" des nun verfallenden Hauſes, konnte ſich immer noch nicht in die Gefahren des Kriegs, der ihm doch ſo nahe war, finden. Er trug den Frieden im Herzen und hätte wohl ſelbſt einer Kanonenkugel zurufen können: „Du wirſt doch nicht gleich ſo böſe ſein und treffen?" Viel Einfalt, viel Naivetät, aber ſo wie es herzloſe Menſchen gibt, ſo beſitzen auch Andre ein zu kindliches Gemüth, die Sanftmuth der Taube ohne den Witz der Schlange.

So dachte denn Andrea: „wir haben nicht einmal Brod im Haus, der Mutter muß geholfen werden. Die franzöſiſchen Vorpoſten ſtehen nahe, du willſt in das Lager gehen und dort nach deinem Namensvetter und eigentlichen Pathen Andrea fragen. Er war ja einmal Sergeant und ſoll in franzöſiſche Dienſte getreten ſein. Vielleicht iſt er nun Offizier geworden und die alte Geſchichte mit dem Podeſta iſt, Gott ſei Dank, vergeſſen. Gewiß, mein Pathe wird uns helfen."

„Bei der Liebe Gottes, wage dich nicht weiter ins Feld!" warnte ihn ein Bekannter, der um die Trümmer ſchlich. „Die Heere berühren ſich und der Speculationsgeiſt gewiſſer Proviantkommiſſäre, die, gegenſeitig muſchelnd, ſelbſt an den Feind verkaufen, hat die ſtrengſten Befehle gegen alle ſolche Zwiſchenträger und ihre Unterhändler veranlaßt. Sie werden wie Spione behandelt."

„Ich ſpioniren? das ſollte mir einfallen!" erwiederte, herzlich lachend, der blonde Sohn Gianetto's. „Ich bringe nichts als Liebe, das iſt doch wohl ſelbſt im Lager erlaubt?"

„So geh auf deine Gefahr, Milchbart. Es iſt mir auch nicht um dich, nur um deine Mutter leid, die ſchon ſo viel verloren.“

„Ihr will ich ja eben helfen“, rief Andrea und lief und lief. Eben dämmerte der Morgen. Die Vorpoſten des Bivouacs mußten nahe ſein, denn im Nebel hörte man Stimmen. Ein Menſch, zufällig faſt ſo wie Andrea gekleidet und von gleicher Geſtalt, mochte im Lager jenes unerlaubte Geſchäft getrieben und dabei ſich verſpätet haben. Wie ein Haſe ſetzte er durch die Nebel.

„Guten Morgen!“ rief ihm höchſt freundlich Andrea zu und überhörte dabei das „Halt auf! Halt auf!“ welches von dem Bivouac ſchallte. Der Fremde, nicht ſo ſorglos, blieb ſtehen, lauſchte, blitzte Gianettos Sohn aus ſpitzbübiſchen Augen an und, nach drei Seiten hin die Annäherung der Verfolger witternd, zugleich ſeine zufällige Aehnlichkeit mit Andrea benutzend, winkte er dieſem mit Hand und Auge. „Dahinein, man ruft dich“, rief er und verſchwand auf dem noch freien Wege.

„Mich? das wäre!“ rief verwundert der Blonde. In demſelben Augenblicke brachen die behenden und rüſtigen Geſtalten der franzöſiſchen Krieger aus dem Nebel. Gianetto's Sohn faſſend, riefen ſie nach dem Bivouac hin:

„Wir haben ihn, den Unterhändler! Warte, Kröte!“

Und ſogleich ging, wiewohl man keine Schriften bei Andrea fand, die Meldung an den Commandanten des Bivouacs. Andrea, an ein Wachfeuer geführt, der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig, ſetzte ſich ganz unbefangen auf eine Trommel und ſah ſich den Kreis der Umſtehenden an. Vor den Gewehren, Bärten, Kitteln und drohenden Blicken ward es ihm unheimlich. Er zog den Hut und fragte nach ſeinem Pathen, dem Herrn Sergeanten oder Offizier Andrea, mit welchem er ein Wörtchen zu reden habe. Man antwortete nicht, maß ihn wieder mit Blicken.

„Er iſt noch faſt ein Kind“, rief Einer.

„Aber die Kleidung, die Geſtalt! Die Beſchreibung trifft zu und unſer Proviantmäckler hat ſich geſtern ſchon aus dem Staube gemacht,“ ſprach der Andre. „Auf dem Felde war kein Baum und keine Laterne.“

Der Befehl: „den Arretirten, welchen man für den bereits einmal Betroffenen hielt, zu erſchießen,“ kam zurück. Man bedeutete Andrea, aufzuſtehen. Er begriff nun wohl, daß man ihm nicht gerade wohl wolle, aber mit freundlichen Blicken ſuchte er ſeine Gegner zu begütigen. Soldaten nahmen ihn in ihre Mitte und trällerten, nach dem Richtplatz ziehend, in ächt franzöſiſchem Leichtſinn ein Liedchen. Andrea, noch immer nicht ahnend, in welchen Rachen des Todes er wandle, trällerte mit. Kann man ſo thörig ſein? Ja wohl, und ſolche kindlich-Blinde ſind reiner als die Scharfſeher. Das Leben iſt ein Abgrund. Nur Kinder und Narren verſchont der Schwindel, der aus der entſetzlichen Tiefe ſteigt.

Plötzlich durchdrang der gellende Schrei: „Jeſus Maria, was ſoll's mit meinem Kinde?“ die Lüfte, und Maria, die Mutter, trat in aller Hoheit und Naturkraft des italieniſchen Weibes dem Soldatentrupp entgegen.

„Mutter, ſie führen mich zum Pathen“, rief tröſtend der Blonde.

„Zurück, Weib!“ herrſchte der kommandirte Sergeant. „Fort zum Richtplatz“, ſprach er zu den Untergebenen. Die Mutter erhob ſich in Angſt und Wuth.

„Nur über meine Leiche!“ ſchrie ſie. „Andrea, mein Sohn, welch ein Wahnſinn läßt dich ſchlafen mitten unter den Feinden? Gebenedeiet der Gott, der mir von deinem Lauf ins Lager die Kunde gab. Männer, Franzoſen, mein Sohn iſt unſchuldig, kein Spion, kein Zuträger. Der allſehende Himmel, meines Andrea Jugend, die Unſchuld ſeiner Wange müßen mir das bezeugen. Ihr wollt die Mutter nicht hören? O Wuth, Entſetzen! Himmel, ſtröme deine Feuer auf die Barbaren, verſchlinge ſie, Erde! Ihr lacht, zieht mit meinem Kinde fort? Nur über meine Leiche zum Richtplatz! Lernt die Italienerin kennen.“

Und mit der himmliſchen Kraft der Mutterliebe entriß Maria einem der Soldaten das Gewehr, mit gefälltem Bajonette dem Erſten dräuend, der noch wagte, ihren Sohn zum Richtplatz zu ſchleppen.

Ein donnerndes „Halt! was gibt's hier?" unterbrach die herzzerreiſſende Scene. Der Generaliſſimus der franzöſiſchen Armee in Italien hatte die Vorpoſten viſitirt und hielt jetzt, von ſeinem Stabe umgeben, im ſchlichten Mantel, aber den Hut mit ſchwarzer Feder auf dem Haupte, vor der Gruppe.

„Wer iſt der Burſch? was will das Weib?" fragte er ſtreng.

„Ich bin Maria, Gianetto's Wittwe zu Monzi und dies hier iſt mein einziger Sohn, Andrea, nach ſeinem Pathen, der in Ihrem Heere dienen ſoll, genannt. Herr General, Ihre Leute haben bei uns geplündert. Einſt begütert, daß ich die Scherflein der Liebe nicht zu ſparen brauchte, bin ich jetzt durch den Krieg, durch Sie ſelbſt ganz verarmt. Wollen Sie mein Letztes, mein Kind, das nur Vorwitz in das Lager führte, vor meinen Augen erſchießen laſſen? Wohl, ſo breche auch mein Herz, doch über allen euren Legionen ſchwebe ſtatt des Adlers, der Rabe."

In heimlicher Erſchütterung hatte der Feldherr die Worte der zürnenden Mutter gehört. „O mein Gott!" rief er in ſich hinein, befahl, Mutter und Sohn augenblicklich in ſein Zelt zu führen und ſprengte ſelbſt voran. Dem Blonden war die Scene zwar in die Glieder gefahren, aber die Milch in ſeinen Adern floß ſchon wieder leicht und fröhlich.

„Mutter", ſagte er, „hätteſt du dich nur nicht ſo geängſtiget. Zwiſchen jenem verdammten Platze und mir waren ja noch wenigſtens dreißig Schritt."

„Du Lamm!" erwiederte, halb unwillig, halb freudig, die Mutter und drückte den Sohn an das Herz.

Jetzt rauſchte im Zelte des Feldherrn ein Vorhang. Aus ſeinen purpurnen

Gehängen, in blauer, reich mit Gold geſtickter Uniform der Marſchälle des Kaiſerreichs trat der Feldherr, Sterne und das große Band der Ehrenlegion auf der Bruſt, mit der dreifarbigen Feldbinde geſchmückt, Pair von Frankreich.

„Kennſt du mich?“ fragte er.

„Nein, Eccellenza,“ erwiederte Maria.

„So wiſſe: ich bin der Andrea, den du einſt im Hauſe deines Vaters retteteſt, der Pathe deines Sohns, deiner Liebesthat nicht unwerth, Andrea Maſſena, Reichsmarſchall von Frankreich. Könnte ich dir den Sohn erſchießen laſſen?“

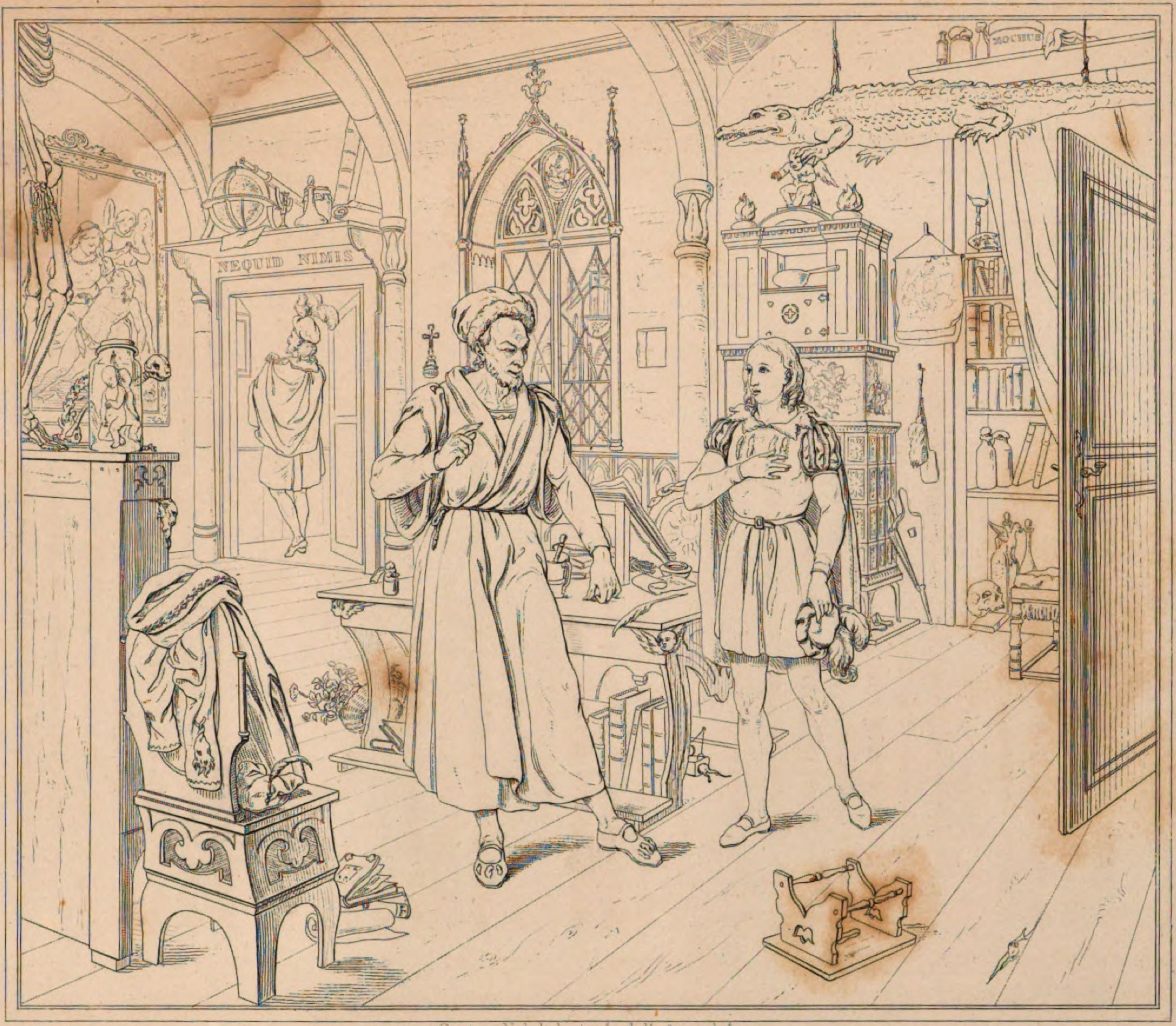
Maria fiel in Ohnmacht, aus der ſie zur Entzückung erwachte. Der Blonde, das leichte Blut, ſprach: „Nie in meinem Leben will ich mich grämen, denn zur rechten Stunde ſchwebt der Engel doch ſtets über unſerm Haupte.“

Wie Maſſena belohnen konnte, weiß der Leſer. Er übertraf ſich in Erfüllung ſeiner ſchönen Pflicht, und löste damit einen Theil ſeiner Schuld für manche Erpreſſung im Kriege. Auch den alten Buonaventura beſuchte der Marſchall einige Tage nachher in ſeiner ſteingetäfelten Halle zu Monzi. Buonaventura war taub geworden. „Thut nichts,“ ſagte er, „die Poſaune ſeines Ruhmes höre ich dennoch, und weiß nun, warum ich heiße, wie ich heiße: „Gute Zukunft!“ Ich weiſſagte ſie ihm und jetzt bald mir!“

Vertrauend ſtieg ſein frommer Blick gen Himmel. Maſſena ſetzte ſich auf den Rohrſtuhl wie vor Jahren und winkte nach der Serviette. Der alte Barbier machte erſt Umſtände, aber es freute ihn dennoch dieſe Herablaſſung und ſelbſt ein Marſchall von Frankreich ſteht unter dem Scheermeſſer. Man ſah dem geſcheiten Haupte des Feldherrn die Strapatzen des Kriegs und einer unaufhörlichen Thätigkeit an. Die Naſe war röthlich geworden, das Schwarzhaar begann zu ergrauen. Mit einer höchſt klugen Miene fragte er:

„Alter, wie hieß dein Sprüchlein, wenn du verdrießlich warſt? Man lebt auf Erden, um zu barbieren und wieder barbiert zu werden. War's nicht ſo? Nun, wir haben die Zeit barbiert, aber der Schluß — Buonaventura?"

Der Weiſe von Monzi war viel zu ſehr Weltmann, um hier noch Zuſätze zu machen. Die Schulter aufziehend, begnügte er ſich mit einer höchſt ausdrucksvollen Pantomime, die Jeder deuten mag, wie er kann und will.



Gustav Nehrlich inv! del! & sculp!

MEPHISTOPHELES · ALS FAUST BELEHRT DEN SCHÜLER.

Gedichte

von

Ludwig Bechſtein.

I.

Glockenpulſe.

1.

Die Morgenglocke tönt dreimal drei Schläge,
Was ſagen die zu mir auf meinem Wege?

„Es iſt ein Gott!“ ruft mir der erſte zu:
„Der dich behütet hat in deiner Ruh.“

„Dem Vater Dank!“ mahnt mich der zweite Schlag:
„Der dich erleben ließ auch dieſen Tag.“

„Vertraue Gott!“ der dritte Schlag ermahnt:
„Er iſt's, der deine Erdenwege bahnt.“

Die Morgenglocke tönt dreimal drei Schläge,
Und Thätigkeit wird rings und Leben rege.

„Sei fleißig!“ mir der vierte Schlag gebeut.
„Genuß und Luſt erblüh'n durch Thätigkeit.“

„Sei hülfreich Andern!“ ſpricht der fünfte Schlag:
„Auf daß auch dir gern jeder helfen mag.“

„Sei treu und redlich!“ mahnt der ſechste Laut:
„Vertraue gern, auf daß man dir vertraut.“

Die Morgenglocke tönt dreimal drei Schläge,
Und treulich ich, was ſie mir ſagt, erwäge.

„Genieße weiſe!“ ruft der ſiebente Schall:
„Dich freue, wie das Einzelne, das All.“

„Sei ſtark im Unglück!“ ſpricht der achte Klang:
„Gott führt durch Nacht zum Licht, darum nicht bang.“

„Denk' an den Tod!“ der neunte Schall mir ruft:
„Der Weg durchs Leben iſt der Weg zur Gruft.“

Die Morgenglocke ſchlägt, der Wandrer ſteht
Und ſinnt, und ſpricht ein frommes Frühgebet.

2.

Die Abendglocke tönt dreimal drei Schläge;
Es werden leer die Straßen und die Stege.

Der erſte Schlag ruft mir bedeutſam zu:
„Tagwerk vollbracht! Freu' dich der Abendruh!“

Der zweite Schlag weckt Dankgefühl und Preiß:
„Gott half auch heute, ſegnend deinen Fleiß.“

Der dritte Schlag, er ſpricht mich fragend an:
„Haſt du auch redlich deine Pflicht gethan?“ —

Die Abendglocke tönt dreimal drei Schläge;
Der Vogel ſchweigt, das Wild ruht im Gehege.

Der vierte Schlag ſpricht: „Nach der Rechenſchaft,
Erbitte dir vom Vater neue Kraft.“

Der fünfte Schlag ermahnt: „Bleib eingedenk,
„Dein Leben iſt vom Himmel ein Geſchenk.“

So flüſtert ernſt mir zu der ſechste Schlag:
„Glaub' nicht, daß deiner Schöpfung ſechster Tag.“

Die Abendglocke tönt dreimal drei Schläge;
Weiß ich, wann ich zur Ruh mich niederlege? —

Der ſiebente Schlag, erhebend mahnt er mich:
„Des Vater Unſers ſieben Bitten ſprich!“

Der achte Schlag ruft: „Nicht für dich allein
Sprich ein Gebet; die Menſchheit ſchließ mit ein!“

Der neunte Schlag: „Sei wachſam ſelbſt bei Nacht!
„Wann Gott dich ruft, zu hören, ſei bedacht!“

Die Abendglocke ſchweigt, die Nacht bricht ein;
Und „Amen!“ lispeln leiſe Flur und Hein.

II.

Phönixalter.

Vom Vogel Phönix kündeten
Mir alte heil'ge Mähren:
Wann ſich die Cyklen ründeten
Der ihm beſchiednen Aeren,
Daß in dem ſelbſtentzündeten
Neſt er, ſich zu verklären
Für neuer Jugend Morgenroth,
Erleide bittern Flammentod.

So hat der Menſch, der dichtende,
Auch ſeine Phönixalter,
Da ſtimmt die wehbeſchwichtende
Dichtkunſt den Sangespſalter,
Und das zum Himmel flüchtende
Herz ſchwebt, ein Frühlingsfalter
Frei, gluthdurchlodert, hoch empor
Und jubelt mit im Weltenchor.

Wen an das Ird'ſche kettete
Geſchick und eigner Wille,
Wer nie ſich wonnig bettete
In eines Waldes Stille,
Wer nie ſich flüchtend rettete
Aus Alltagtreibensfülle
Zu ſelig ſtiller Einſamkeit,
Der weiß nicht, was Gefühle weiht.

Den in ſich ſelbſt Verſinkenden
Erfaßt ein ſel'ges Ahnen;
So ſtehn am ſilberblinkenden
Gangotri die Brahmanen,
Aus heil'ger Fluth die Trinkenden
Wandeln lichthelle Bahnen,
Entſühnt, geheiligt, gottverklärt,
Durch lange Buße treu bewährt.

Bin ich, der ſolches dichtete,
Nicht ſelbſt der froh Verjüngte?
Den Flug zum Himmel richtete
Der Liederluſtbeſchwingte.
Im Läutrungsbrand vernichtete
Ich, was mir Hemmung dünkte,
Die niedre Erdenleidenſchaft,
Ausbrannt' ich ſie mit Feuerkraft.

Und ſonn' im allbelebenden
Lenzſtrahle mein Gefieder,
Und ſchwebe mit den ſchwebenden
Erſtandnen auf und nieder,
Und ſtrebe mit den Strebenden
Zu finden friſche Lieder.
Ein neues Phönixjahr brach an
Mir, dem gottfrohen, ſel'gen Mann.

Wir Dichter sind berufen
Auf Sonnentempelstufen
Priester des Lichts, zu stehn.
Dort heilge Gluth zu nähren,
Zu läutern und, zu klären,
Bis daß ins Heiligthum wir gehn.

Des Geistes ächte Söhne,
Umklingt uns Götterschöne,
Wie Morgenroth die Höhen.
Manch Herz in trüben Fernen
Blickt, wie nach Himmelssternen,
Traun, getrost, sehnend nach uns hin.

Meiningen. 1836.

Ludwig Bechstein.

Ein Beſuch

bei

Juſtinus Kerner in Weinsberg.

Von

A. Freiherrn von Sternberg.

Mit dem Hofrath L—, der die Gefälligkeit hatte mich zu begleiten, reiste ich aus Stuttgart ab. Ein trüber Regentag verfolgte uns, und hüllte in ſeinen Nebelſchleier das alte romantiſche Heilbronn, durch das wir kamen, und das kleine myſteriöſe Weinsberg, bekannt durch ſo viele Wunder aus alter und neuer Zeit. Wer kennt nicht die Geſchichte der treuen Frauen von ehemals, und die Geſpenſtergeſchichten von heute? Zu beiden muß man Glauben mitbringen, beide beſpöttelt oft der kalte Witz des Verſtandes, indeß das Herz heimlich daran feſthält, beide verlieren, wenn man ſie zu nahe prüft, und werden zu albernen Ammenmährchen, wenn der poetiſche Farbenſtaub abgeſchüttelt iſt. —

Ja, Weinsberg iſt ein myſteriöſes Städtchen; wir ſahen es am Fuße ſeines rebenbepflanzten Berges einſam daliegen. Die Sonne durchbrach ganz ſpät die dicke Wolkendecke, und röthete ein wenig den alten Thurm der Burg der Weibertreue; es war ſtill und friedlich umher. So kann wohl die Stadt ausſehn, dachte ich, in die die alten vergeſſenen Sagen und Mährchen der Welt ſich geflüchtet haben, in der ihnen eine ruhige Stätte, fern vom ungläubigen Gewühl des Marktes, bereitet iſt, und wo ſie nun einträchtlich beiſammen wohnen.

Oben auf der Anhöhe nahm uns ein ziemlich freundlicher Gaſthof auf. Um die Regengeiſter des trüben Tages zu verſcheuchen, mußte ein guter Thee dienen. Während ich mich an deſſen Bereitung machte, las mein Reiſegefährte mit großem Eifer die neueſten Blätter aus Prevorſt, um ſich auf dem Felde der myſtiſchen Literatur au courant zu ſetzen. Unſre Geduld wurde jedoch auf keine geringe Probe geſtellt, als nach

zweimaliger Sendung der Bote immer mit der Antwort zurückkam, der Herr Doktor ſeien noch nicht zu Hauſe. Endlich jedoch erhielten wir eine ſehr willkommene Einladung.

Kerner's Wohnung iſt ein freundliches Häuschen, das ziemlich iſolirt und noch etwas höher als der Gaſthof liegt. Mit ſeinen erhellten Fenſtern blickte es anlockend in die Dämmerung hinab. Ich hatte es mir ganz anders vorgeſtellt. Wir gingen an einem kleinen Garten vorbei, in dem das nächtliche Laub heimlich durcheinander flüſterte, und einzelne purpurrothe Mohnen wie glimmende Kerzen der Nacht auf ihren hohen Stielen wankten. Auf der erhellten Stiege kam uns ein Mann entgegen, der uns in ſeiner Wohnung willkommen hieß. — Es war Juſtin, der Seher, der moderne Beſchwörer. Auch ihn hatte ich mir anders gedacht. Er zeigte uns die anſpruchloſeſte Gutmüthigkeit, die herzlichſte Offenheit. Es iſt auf dieſem Antlitz nichts zu leſen von den geheimnißvollen Miſſionen, denen er ſo lange zum Organ gedient, aber wohl liegt Zuverſichtliches, Glaubenforderndes in der feſten Haltung, dem milden und ſichern Weſen, mit dem er auftritt. Nichts von dem poetiſchen Colorit eines modernen Magiers, nirgends Spiel mit prahlenden Aeußerlichkeiten, alle Umgebungen ſind einfach und einer gemüthlichen Häuslichkeit angepaßt, und doch wäre ſo viel Stoff zu Oſtentation und theatraliſchem Prunke da. An der Wand im Geſellſchaftzimmer, über dem Fortepiano, bemerkte ich Nicolaus Lenau's Portrait.

Kerner war, ehe er ſeine Mittheilungen aus dem Geiſterreiche herausgab, dem Publikum ſchon als Poet bekannt. Von ihm rühren die Bilder eines reiſenden Schattenſpielers her, ein Erzeugniß der bunteſten Laune, in dem der Genius der Poeſie die kapriziöſeſten Sprünge macht, und das halb an die Hoffmann'ſche, halb an die Jean Paul'ſche Phantaſie mahnt. Leider iſt das Buch ſelten geworden. Außer dieſem eine Anzahl Gedichte, kleiner Aufſätze, einzeln in Sammlungen und Zeitſchriften vertheilt. Die Ungläubigen, die von den Geiſteroffenbarungen nichts wiſſen wollen, machen Kerner zum Vorwurf, daß er Poet ſey, aber zwiſchen den Geiſtern, die aus der Imagination des Dichters ſteigen, und denen, die bei der Seherin von Prevorſt herumſpucken, iſt eine ſo weite Kluft befeſtigt, als ſie ſich zwiſchen

einem ſchönen Gedichte und der gemeinſten proſaiſchſten Wirklichkeit findet. Die Prevorſt'ſchen Geiſter können keinen Dichter begeiſtern, es ſind arme Teufel von Geiſtern, die einen Haufen zerlumpter Weiber mit läppiſchem Spuck necken und bei denen es ſich faſt immer nur um vergrabne Schätze, Diebſtahl und dergleichen handelt. Man muß nothwendig von aller Poeſie abſtrahiren, wie Herr Kerner es thut, um mit kalter Beobachtung dieſe Phänomene zu prüfen und ihnen eine bis jetzt noch ſtreitig gemachte Stelle in der Naturwiſſenſchaft anzuweiſen. Es iſt ein Opfer, das die Poeſie des Herrn Kerner bringt und das die Geiſter auf Koſten des Geiſtes ihm abfordern; denn viele dieſer Geſchichten ſind ſo widerwärtiger Natur, daß ſie eine nur irgendermaßen blühende Phantaſie auf immer niederdrücken und verpeſten können. Sie paſſen nicht zu den dunkeln unheimlich großartigen Volksſagen, man kann ſie auch nicht zu den tollen Mährchen der Mutter Gans geſellen, es ſind vernünftige, ernſte, ſchwerfällige Geiſter, deren Ernſt und Spaß gleich troſtlos und langweilig ſind, und die die Leute, die ſich mit ihnen abgeben, umbringen, ſtatt ſie zu beluſtigen. Solche Geiſter gehören dem Arzte an, ihre Wohnung iſt das Krankenhaus, und von dieſem Standpunkte aus muß man die zahlloſen Mittheilungen der Prevorſt'ſchen Blätter betrachten.

Es konnte nicht fehlen, wie unſre kleine Geſellſchaft um den runden Tiſch ſich verſammelt hatte, die geſelligen Kerzen ihren Schein verbreiteten, und dazu der Nachtwind draußen an die Fenſter ſtürmte, daß von den Geiſtern geſprochen wurde. Bald lag der ganze Tiſch vor uns voll Abbildungen, magiſcher Kreiſe, Prevorſtblättern und Manuſcripten. Kerner ſpricht nicht gerne von ſeinen Geiſtern, wo er es jedoch nicht umgehen kann, handelt er dieſes Thema ab mit gleicher Behaglichkeit und Ruhe, wie man eine Taſſe Morgenkaffe hinabſchlürft. Es ſinkt jede Beſonderheit zu einem trocknen Faktum herab, es liegen die Beweiſe vor, und kein Wort wird weiter verloren. Ich hörte ihn eine das Haar zu Berge treibende Geſchichte mit einer Freundlichkeit und Behaglichkeit erzählen, als ſprächen ein paar junge Mädchen über Kleidermoden. Ja, rief er, als wir unſre Verwunderung bezeigten, das ſollen mir einmal die weiſen Herrn, die unſern Köhlerglauben ſchelten, erklären! Das habe ich nun

mit eignen Augen geſehn, und da ſteht es von Zeugen unterſchrieben, die ebendaſſelbe gehört und geſehn haben, nnd deren Zeugniß man nicht verwerfen kann, wenn man auch dem meinigen keinen Glauben ſchenken wollte. Das Syſtemmachen iſt nicht meine Sache, ich erzähle nur das reine Faktum. Es war von einem alten Weibe die Rede, das kürzlich über geſpenſtiſche Anfechtungen geklagt hatte; Ich kenne ihren Geiſt recht wohl, erwiederte Kerner trocken, aber ſie ſoll nur ruhig ſeyn, mit dem iſt fürs Erſte nichts zu machen, es iſt ein tückiſcher bösartiger Geſelle, den man austoben laſſen muß.

Am lebhafteſten beſchäftigten ihn die erſt vor kurzem ſtattgefundenen Erſcheinungen im Gefängnißthurm, deren Akten dem Publikum jetzt auch ſchon vorliegen. Außerdem theilte er uns noch mehre dergleichen Fälle mit, die man ihm aus verſchiedenen Gegenden zugeſchickt hatte, und unter denen ſich allerdings einige auffallende Geſchichten befanden, ſo eine von vielen Zeugen beglaubigte kürzlich vorgegangene Erſcheinung der weißen Frau in dem alten Reſidenzſchloß zu St—. Auf unſre Frage wie es komme, daß ſich jetzt plötzlich in neuerer Zeit dieſe Wahrnehmungen häuften, erwiederte Kerner: ſie ſind immer dageweſen, man hat ſie nur unterdrückt und nie aufkommen laſſen, jetzt da ihnen ein Weg geöffnet iſt, treten ſie ans Licht. Nach dieſen Aeußerungen kann man urtheilen, wie ſchwierig es ſein muß, die zahlloſen Verdrehungen und Zuſätze von dem, was man glaubt, als wahr annehmen zu können, zu ſondern. Auf jeden Fall gehört kein geringer Muth dazu, als Verfechter einer Lehre aufzutreten, an der ſich zu reiben der dürftigſte Verſtand ein Recht zu haben glaubt, und die alle Augenblicke von böswilligen und kurzſichtigen Feinden angegriffen wird.

Auf die Aufforderung, ob uns keine auffallende Geiſtergeſchichte bekannt ſei, gab Einer aus unſerm Kreiſe eine ſolche zum beſten, die, ohne den mindeſten Anſchein einer componirten Geſchichte zu haben, doch zugleich nicht einer gewiſſen pikanten Würze entbehrt. Sie möge hier einen Platz finden.

Eine einſam lebende ältliche Dame bewohnt ein Schloß oberhalb Königsberg in einer öden Gegend nicht weit vom Meere entfernt. In dieſem

Schloſſe ſpuckt es, und zwar iſt der Geiſt, der dort umgeht, Niemand geringeres, als der Dichter der Pucelle. (Man begreift, daß Voltaire allenfalls Urſache haben kann, zu wandern.) Zwar iſt er im Leben nie in dieſes Schloß gekommen, aber er hat mit einer geiſtreichen Dame, der damaligen Beſitzerin, correſpondirt, und faktiſch iſt, daß noch Briefe von ihm dort vorgezeigt werden. Die Baronin und ihre Angehörigen ſind längſt todt, und das Schloß hat vielfach den Herrn gewechſelt, ſeine jetzige Beſitzerin hat von der ganzen geiſtreichen frivolen Zeit Friedrich des Großen nichts geerbt, als die alten Wände ihres Schloſſes, überladen mit Dekorationen und Gemälden aus jener Zeit, und von unheimlichem Anſehn. Beſonders iſt ein Saal merkwürdig, in deſſen Mauern noch nach alter Weiſe ungeheure bis an die Decke reichende Schränke eingefügt ſind, geſchnitzt von maſſivem Nußholz und mit vergoldeten Medaillons, Wappen und Muſchelwerk geziert. Einer dieſer Schränke, der in dieſer Geſchichte eine Rolle ſpielt, heißt das Archiv, aus keinem andern Grunde, als weil einige alte vermorſchte Papierrollen, ein paar Mappen mit Bauriſſen und Rechnungen, und ein Pergamentbogen darin gefunden worden, dem ein beigefügtes Siegel nebſt einigen unleſerlichen Unterſchriften ein alterthümliches gelehrtes Anſehen verliehen. Der wichtigſte Theil dieſer Schätze beſteht ohne Zweifel in den oben erwähnten Briefen Voltaires, die ſammt dem ganzen Archiv erſt vor kurzem und zwar durch folgendes ſonderbares Ereigniß entdeckt wurden.

Den alten Saal zu putzen und rein zu erhalten iſt das Geſchäft einer Magd, die alſo einige Stunden am Tage dort zubringen muß. Eines Morgens kommt ſie zu ihrer Gebieterin und meldet, daß ſich im Bereich ihrer Wirkſamkeit etwas Beſonderes zugetragen habe. Als ſie nämlich in früher Stunde mit Licht hingeht, findet ſie den Saal ſchon erleuchtet, und zwar von zwei hohen Kerzen, die auf dem runden Tiſche in der Mitte ſtehn. Darüber verwundert meint ſie, ihre Gebieterin ſei im Saal, aber ſie findet ſie nicht, ſtatt ihrer jedoch ſieht ſie einen ältlichen Mann, in fremder Kleidung, am Schranke ſtehn, ſich auf die Fußſpitzen hebend, um in einem der obern Fächer hineinzulangen. Sie hört ihn mit Papieren raſcheln, und ſieht ihn einige davon hervorziehn, mit ihnen an den Tiſch

gehn, um ſie näher zu betrachten. Dort ſteht er eine Weile immer mit den Papieren beſchäftigt; ein Blatt entgleitet ihm, und indem er ſich niederbeugt, es aufzuheben, befällt die Geſtalt ein ſo heftiges Zittern, daß ſie wie mit einem Schlage plötzlich in den Boden verſinkt, zu gleicher Zeit ſind die Lichter, die Papiere wie weggeweht. —

Das iſt der Bericht der Magd; die Dame hört ihr ruhig, aber mit Aufmerkſamkeit zu. Sie iſt geneigt, die Geſchichte für eine Träumerei oder auch für einen Scherz zu halten, den die übrige Dienerſchaft mit dem leichtgläubigen etwas beſchränkten Geſchöpfe ſich erlaubt hat, und verbietet aufs ſtrengſte, dergleichen weiter zu erzählen. Dieſem Befehl leiſtet die Magd Folge, obgleich ſie noch mancheſmal die Miene annimmt, als habe ſie, wenn ſie nur ſprechen dürfte, wieder neue Wunderdinge zu melden.

Nach Verlauf einiger Wochen erhält die alte Dame Beſuche aus der Nachbarſchaft. Unter den Mitteln, die Geſellſchaft zu beſchäftigen, wird auch die Bibliothek in Anſpruch genommen. Es werden Kupferſtiche, Zeichnungen, Portraitſammlungen vorgezeigt. Eines dieſer letztern bleibt aufgeſchlagen auf dem Tiſch liegen, als die Geſellſchaft ſich aus dem Zimmer entfernt; unſere Geiſterſeherin, die Magd, ſchleicht mit einigen Gefährtinnen hinein, und ſie blättern unter den Bildern. Plötzlich ſchreit ſie bei Erblickung eines Portraits laut auf, nimmt das Buch und eilt damit, ſo ſehr ſich die Andern Mühe geben, ſie aufzuhalten, zu ihrer Gebieterin, der ſie zuruft: Sehen Sie, gnädigſte Frau, das iſt der alte Herr, wie er leibt und lebt, den ich jetzt alle Morgen im Saale finde! —

Es war Voltaire's Portrait.

Man kann ſich denken, daß die Geſchichte in der Geſellſchaft einiges Aufſehen machte, beſonders da der Magd wohl zuzutrauen war, daß ſie weder von Voltaire noch von ſeiner Correſpondenz mit ſeiner gelehrten Zeitgenoſſin etwas wußte. Noch mehr war man verwundert, als bei einer Reparatur des alten Schrankes jenes Archiv entdeckt wurde, nebſt den Briefen Voltaire's, die die Magd ein Jahr vorher in ſeinen eigenen Händen erblickt hatte.

Der Erzähler ſchloß ſeinen Bericht, indem er verſicherte, die alte Dame und ihr Schloß zu kennen.

Nach dieſer Geſchichte machte man aus, daß beim Abendtiſch weiter nicht von Geſpenſtern die Rede ſeyn ſollte; ſie wurden förmlich exorzirt, und die Poeſie mit ihrem heitern Gefolge verdrängte ihre häßliche Baſtardſchweſter. Ich hatte auf dieſen Moment ſchon lange gewartet, weil ich Herrn Kerner lieber als Dichter wie als Geiſterſeher kennen lernen wollte. Die Unterhaltung ward bald allgemein, und unſer freundlicher Wirth würzte ſie mit ſeinem jovialen Humor, der ſich ſelbſt und ſein Geiſterſehen oft zur Zielſcheibe wählte. Erſt ſpät in der Nacht trennten wir uns.

Am andern Morgen forderte uns Kerner zu einem Spaziergange auf zum alten Schloß der Weibertreue. Vorerſt führte er uns in einen Thurm (diesmal kein Geſpenſterthurm), den er in ſeinem Garten eigenthümlich beſitzt, und den er wohnlich ausgebaut und mit alterthümlichem Geräthe verſehen hat. Ein Theil des Wohnhauſes ſelbſt iſt mit einer Galerie, ähnlich den Schweizer=Landhäuſern, verſehen. Die Zimmer der verſtorbenen Seherin, das eigentliche Privattheater für die Geſpenſter, bekamen wir nicht zu ſehen. In einem zweiten über die Straße gelegenen Gärtchen iſt ein kleines Haus eigens für Fremde eingerichtet, an denen es nie fehlt. Nicolaus Lenau hat ſich mehrere Wochen hier aufgehalten und dieſe Räume geweiht; Profeſſor Schwab und Guſtav Pfizer gehören zu den häufig wiederkehrenden Beſuchern; von letzterem iſt ein allerliebſtes humoriſtiſches Gedicht bekannt, das die halb gemüthliche, halb phantaſtiſche Haushaltung Kerner's auf eine launige Weiſe beſingt.

Von der Burg der Weibertreue ſind nur noch wenige Ruinen vorhanden, in einigen derſelben ſind Windharfen angebracht, die aber ihre Launen, gleich den übrigen Geiſtern dieſes Ortes, haben müſſen, denn trotz deſſen, daß ein ziemlich ſtarker Wind ging, blieben ſie dennoch ſtill und ſtumm. Die Ausſicht, die dem Auge von oben gewährt iſt, trägt den Charakter der unbedeutendern Neckargegenden, die weit hinter der impoſanten Großartigkeit der Lage Heidelbergs zurückbleibt. Bei unſrer Zurückkunft in

den Gaſthof hörten wir ſchon von ferne einen lebhaften Streit, den eine unverſchämte Rechnung veranlaßt hatte, die zu bezahlen mein Bedienter ſich weigerte. Bei der Gelegenheit legte der Wirth das naive Geſtändniß ab, daß er ſich vorgeſetzt habe, von den Geſpenſtern Nutzen zu ziehen, ſo lange ſie Mode blieben. Gewiß eine raffinirte Gaſtwirth-Spekulation. Als man ihm das Geforderte zugeſtand, kehrte ſeine gute Laune wieder zurück und zum Dank gab er uns ſein Glaubensbekenntniß zum beſten, das darin beſtand, all das „dumme Zeug" zu verlachen, was jetzt in der Stadt und Umgegend ſo viel Köpfe beſchäftigte. In der großen Wirthsſtube, wo er dieſe Confeſſion ablegte, ſaßen mehrere Gruppen Landleute an einzelnen Tiſchen vertheilt. Von dieſen hörten einige mit gleichgültigen Mienen auf unſer Geſpräch, andre ließen ſich bei ihrer eben begonnenen Mahlzeit durch nichts anfechten, was um ſie her geſchah, bis auf einen jungen Menſchen, der am Ende der Tafel ſaß, jetzt lebhaft aufſprang und etwas ſagen wollte, von einem Mädchen aber neben ihm zurückgehalten wurde; ſie legte ihm, als er dennoch zu ſprechen Verſuche machte, die Hand auf den Mund.

Wir fragten, was er uns ſagen wolle.

Ach, rief der Wirth, er will die Geſchichte vom Gockler erzählen.

Und was iſt das für eine Geſchichte?

Sie iſt um kein Haar beſſer, wie die übrigen, entgegnete der Wirth. Erzähle ſie mal, Heinrich. Das junge Mädchen machte wiederum Verſuche, ihn zu verhindern, aber der Burſche drang, da er bemerkte, daß unſre Aufmerkſamkeit ſich ihm zugewendet hatte, mit Gewalt durch. Die Geſchichte behandelte das Schickſal eines alten Weibes, das lange als Plagegeiſt herumgeſpuckt hatte und das endlich von einem Beſchwörer in einen Gockler (Ausdruck des Landvolks für: Haushahn) verwandelt und in einen benachbarten Wald gebannt worden ſey.

Ein Kreis von Zuhörer hatte ſich, während dieſes vorgetragen wurde,

verſammelt. Die meiſten davon ſchienen ſehr wenig erbaut und ſchon im Begriff, an ihre Tiſche zurückzugehn, als der Erzähler mit Lebhaftigkeit ausrief: Wartet doch, das Beſte kommt ja noch. Er ſah bei dieſen Worten das Mädchen an, das ihre Blicke zu Boden ſchlug, und Unwillen und Befangenheit verrieth. Ich ſoll, rief er, die Geſchichte nicht erzählen, weil jenes alte Weib die Großmutter dieſes Mädchens war, das ich heirathen werde. Die Hexe hatte aber Holz geſtohlen.

Nein, es war Flachs, rief das Mädchen dazwiſchen.

So war es Flachs; kurz es muß eine ſchändliche That geweſen ſeyn, wofür ſie im Tode keine Ruhe finden konnte.

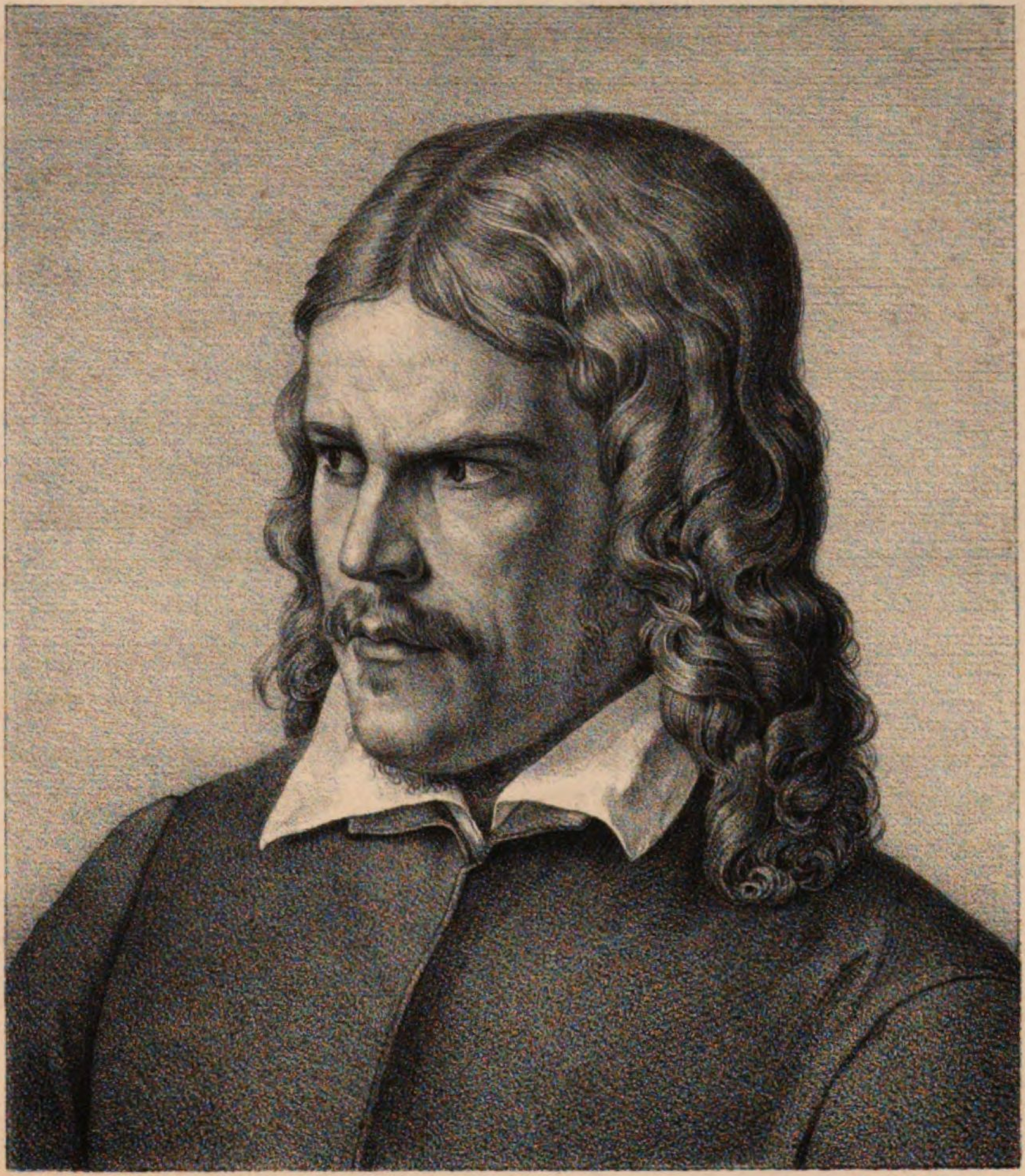
Ich habe ſie auch gekannt, rief einer der Zuhörer; es war eine „heroiſche Perſon" und ſaß fünf Monate hintereinander im Zuchthaus.

Nun ja, aber ſtört mich nicht immerdar in meiner Geſchichte! ſchrie der junge Menſch verdrüßlich. Als nun die Hexe, oder eigentlich der Gockler, oder eigentlich die Großmutter im Walde ſaß, komme ich gegangen, und da ich von der Geſchichte nichts weiß und das ſchöne Federvieh dort finde, ſtecke ich's ein und bringe es her. Es wird geſchlachtet und zu einem Schmaus hergerichtet. Nach einiger Zeit kommt die Sache ans Tageslicht und jene da glaubt nun, daß ſie vor Gott und Menſchen verwünſcht ſei, weil ſie ihre leibliche Großmutter aufgegeſſen hat; obgleich der Teufelsbanner ihr bewies, daß ſich der Geiſt der Hexe vom Leib des Gockler in die Schwanzfedern begeben hat, und dieſe Schwanzfedern, hübſche grüne funkelnde Federn, hat der Feldwebel aus Heilbronn für das Regiment gekauft.

Die Bauern lachten, das Mädchen ſah jedoch fortwährend ſtumm und unwillig vor ſich hin. Als der junge Burſche, ſtolz, ſeine Erzählung zu aller Zufriedenheit beendet zu haben, ſich wieder neben ſie ſetzen wollte, wandte ſie ihm den Rücken, und ſpäter ſah ich, wie ſie ihm über ſeine Indiscretion, ſo wichtige Familiengeheimniſſe ausgeplaudert zu haben, die heftigſten Vorwürfe machte.

Uns beluſtigte die Geſchichte als ein komiſcher Beitrag zum Geiſterglauben. Wäre es möglich geweſen, ſo hätte ich die Bekanntſchaft des jungen Offiziers geſucht, der jetzt wahrſcheinlich in aller Ruhe die alte frevelhafte Großmutter auf ſeinem Kopfe wiegt, in der Meinung, einen beſonders ſchönen Federbuſch zu tragen. Dergleichen Geſchichten, hat man mich verſichert, gibt es unzählige im Volke. Sie ſind beluſtigenderer Art, wie die Prevorſt'ſchen Geiſter, obgleich ſie lange nicht ſo viel Lärm machen, ſondern mehrentheils beſcheiden in ihrem Bereich, der Spinnſtube, bleiben.

Als wir uns von Herrn Kerner zu beurlauben kamen, fanden wir einen großen Reiſewagen vor der Thür und die Zimmer von einer Anzahl weit hergekommenen Beſucher gefüllt. Das iſt für die gaſtfreundlichen Bewohner nichts Neues. Mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit wird Jeder empfangen, es mag ihn nun Krankheit, Wißbegierde oder ſelbſt leere Neugierde hierher führen. Möge das kleine Haus auf dem Hügel noch lange ein Zufluchtsort für die Geiſter, nicht für die grauen, weißen und ſchwarzen, ſondern für die Geiſter geſelliger Unterhaltung und einfacher Herzlichkeit bleiben.



Nach Schnorr 1818 Rom. Lith. G. Nehrlich.

FR. RÜCKERT.

Das ist nicht große Kunst, die Melodie der Seele
Austönen wie ein Lenzgesang der Filomele,

Aussingen sein Gemüth im lieblichen Genuß,
der Lebensfüll' und Still' ununterbrochenem Fluß.

Aushalten, das ist Kunst, die innre Melodie,
wo sie begünstigt nichts, und alles hemmet sie;

durchfühlen ungestört den leisen Ton der Liebe
durch lautes Sturmgetös' und wirres Weltgetriebe.

Friedrich Rückert.

Bruchſtücke

eines Lehrgedichts

(1835)

von

Friedrich Rückert.

1.

Die junge Fantaſie ſah göttliche Gebilde
Mit Glanz gerüſtet ziehn in Heldenkampfgefilde.

Des Flitters nach und nach fiel mehr und mehr nun ab,
Doch ohne daß ſich noch rein Menſchliches ergab.

Nur in den Hintergrund trat Poeſie und Sage,
Als die ungöttliche Geſchichte wuchs der Tage.

Der goldne Faden gieng im wirrenden Geflecht
Verloren, und der Geiſt entfloh dem Weltgefecht.

Nur einzeln ſammelt noch die Kunſt zerſtreute Funken
Dies Himmelslichtes, das im Meer der Zeit verſunken.

Nur innerlich im weltverklärenden Gedanken
Voll Gottgefühl iſt ganz der Glanz und ohne Schranken.

Dies Innerliche ganz zu machen äußerlich,
Iſt Aufgab' izt der Kunſt, derſelben fleiße dich.

Wer dieſen Wunderglanz entfaltet, braucht die Flitter
Des Wunderbaren nicht, die Götter und die Ritter.

2.

Die bunten Fantaſiegeſtalten, die einſt waren
Bei uns daheim, ſind nun bei Wilden und Barbaren.

Betrachten magſt du ſie, bewundern auch, nur nicht
Beklagen, daß entflohn der Schatten vor dem Licht.

Erkenne freudig, was dagegen iſt dein eigen,
Und ruf an Schatten=Statt die Geiſter auf zum Reigen.

Schön iſt nicht jede Flur in jeglicher Beleuchtung,
Die nur im Abendglanz, die in Frühthaues Feuchtung.
Doch wirklich ſchön iſt ſie, hält ihre Schönheit Stand
Auch unter Wolkennacht, auch unter Mittagsbrand,
Wie ein Gedicht, das Trotz jedweder Stimmung beut,
In jeder anders wirkt, in jeder doch erfreut.

3.

Gar manches iſt, was in der Zeit wo es erblüht,
Anregen kann, ja ſelbſt hinreißen ein Gemüth.
Iſt dann die Zeit vorbei, wo man daran ſich ſonnte,
Begreift man nicht, wie man es auch nur anſeh'n konnte.
Doch ſelten iſt ein Buch, das noch nach Menſchenaltern
Lebendig ſpricht ans Herz andächtigen Entfaltern;
Der heil'gen Roſe gleich, die abgewelkt und bleich,
Sobald man ſie benetzt, friſch aufblüht, farbenreich.

4.

Falſch mag das Wiſſen ſeyn, verkehrt und mangelhaft,
Doch nicht das Wiſſen iſt des Menſchen höchſte Kraft.
Der Achtung einzig werth, werth einzig der Gewinnung
Iſt die vom Wiſſen unabhängige Geſinnung.
Wo edle Bildung hat ihr Merkmal aufgedrückt,
Das bildet noch, wenn weit die Bildung fortgerückt.
Nichts Neues lernen kannſt du aus der Alten Werken,
Doch dich am ewigen Gepräg der Hoheit ſtärken.

5.

Die Muſterſammlungen, Auswahlen, Blütenleſen,
Sind oft mein Aergerniß und Augendorn geweſen.
Wo ebenbreit ſich mit den Meiſtern macht ein Pfuſcher,
Und Farbenkünſtlern an die Seite tritt ein Tuſcher.

Das Allerduftigſte, in ſolchen Strauſs gepackt,
Wird durch fremdartige Umgebung abgeſchmackt. —

Die Dichter ſind nicht mehr, wie ſie wohl ſonſt geweſen,
So, daß ein ganzes Heer ſich wie Ein Mann läßt leſen.

Sie ſind geworden, ſei's nun rühmlich ſei's unrühmlich,
Viel zu beſonderlich und einzel-eigenthümlich.

Nicht jeder eine Blum' im Kranze, ſelbſt ein Kranz
Iſt jeder, ganz für ſich, mehr oder minder ganz.

Wer nicht die Kreiſe ſamtundſonders kann durchmeſſen,
Wähl' einen, um bei ihm die andern zu vergeſſen.

Es kommt aufs Glück nur an, zu kommen an den Mann,
Bei dem viel Männlein man ſchadlos vergeſſen kann.

Doch Andacht, die ſich kann erheben und verſenken,
Mag auch beim Flachſten wohl ein Höchſtes, Tiefſtes denken.

6.

Der Arbeit Theilung bringt auf Erden immer weiter
Die Arbeit ſelber wohl, nicht aber den Arbeiter.

Vielmehr, jemehr getheilt die Arbeit, wird getheilt
Durch ſie der ganze Menſch, ein Riß der niemehr heilt.

Wann wird zu ganzem Werk getheilte Arbeit wieder?
Wann alle Menſchen einſt ſich fühlen Menſchheitsglieder;

Wann ineinandergreift, was von uns jeder treibt,
So daß nicht Einzles mehr, und nur das Ganze bleibt.

7.

Es hat mich oft die Kunſt, die ich ergriff, gereut,
Weil jeder ohne Kunſt ſie darf ergreifen heut.

Die Kunſt der Poeſie, als ob ſie keine ſei,
Steht jedem Pfuſcher heutzutag und Stümper frei.

Die Kunſt der Poeſie, die edelſte von allen,
Läßt ſich, was keine von den übrigen, gefallen.

Wer klimpert, wird darum nicht als Tonkünſtler gelten;
Wer pinſelt, den wird man nicht einen Maler ſchelten.

Wer aber Verſe macht, der heißt ein Dichter auch,
Und niemand fragt, ob er gelernt den Handwerksbrauch.

Doch dieſem Schaden wohnt ein großer Vorzug bei:
Daß in der Poeſie am mindſten Handwerk ſei.

Sie iſt die freiſte Kunſt und menſchlich allgemeinſte;
Darum betreibe ſie der Größte wie der Kleinſte!

Ihr einfach Handwerkszeug: die Sprache, ſchmücket jeden;
Und billig dichten glaubt zu können, wer kann reden.

Die Meiſter ſtreben ſelbſt die Schranken wegzuwälzen,
Und immer mehr die Kunſt ins Leben zu verſchmelzen.

Selbſt ein Liebhaber ſei den Meiſtern hochgeehrt,
Und ihm zum Hausverbrauch der Nektar unverwehrt;

Wer ein Bedürfniß fühlt, mit heitrem Spiel des Schönen
Die ernſte Thätigkeit des Lebens zu verſöhnen.

Denn, was auch einer treibt, er iſt ein halber Mann,
Wer nicht durch Poeſie ſich ſelbſt ergänzen kann.

8.

Was, Künſtler, haſt du vorm Unkünſtler voraus nur?
Kunſtfertigkeit allein, mitnichten Kunſtnatur.

Und dieſer Vorzug ſelbſt iſt nicht von Nachtheil frei,
Wenn dich Kunſtfertigkeit verführt zu Künſtelei.

9.

Glaubſt du, der Dichter glaub' ans Wunder im Gedicht;
Wie oder glaubſt du gar, er glaub' ans Wunder nicht?

Selbſt glaubt er weder dran, noch glaubt er nicht daran?
Er thut es dir nur an, wie's ihm iſt angethan.

10.

Was iſt ein Trauerſpiel? Ich liebe weder Trauer
Noch Spiel, ich lieb' allein der ew'gen Liebe Dauer.

Und jedes Lied, und wär's im erſten Vers am Ziel,
Das Lieben haucht, gilt mir mehr als ein Trauerſpiel.

11.

Zwar ſoll die Poeſie mit ihrem Feuerhauch
Die Welt zerſchmelzen, doch ſie wieder bauen auch.

Schad' um die ſchöne Welt, die nur in Duft verſchwimmt,
Nicht unter deiner Hand auch Lichtgeſtalt annimmt.

12.

Nicht das Unmögliche dem Streben anzulegen,
Jedoch zum Möglichſten das Streben anzuregen;

Sei die Aufgabe, die ſich die Erziehung ſtecke,
Sei auch, was Poeſie-Filoſophie bezwecke:

Das höchſte Ideal dem Menſchen vorzuhalten,
Und ſeiner Flügel Kraft mit Maße zu entfalten.

Das was daniederſchlägt, und das was überflügelt,
Iſt gleich verkehrt, gut iſt was ſpornt zugleich und zügelt.

13.

Ein Dichter ſoll mit Kunſt und ſchönem Schein betrügen,
Doch kunſtlos wahr in ſich, ſich ſelber nicht belügen.

Ein wahrer Dichter biſt du, wenn zu aller Friſt
Ein Kunſtwerk aber kein Gedicht dein Leben iſt.

14.

Ich ſah ein ſchönes Bild, nicht wußt' ich, was ihm fehle,
Nun aber weiß ich es, ihm fehlt das Schönſte: Seele.

Warum hat Seel' ihm nicht ſein Meiſter eingehaucht?
Er ſelbſt hat eine nur, die er zum Leben braucht.

Ein rechter Künſtler iſt, wer einen Ueberfluß
Von Seelen hat, die er in Bilder gießen muß.

Gott iſt der Seelenquell, ein ſel'ges Ueberfließen
Von Seligkeiten, die in Seelen ſich ergießen.

In welche Seel' er dann am vollſten ſich ergoß,
Die iſts, die über in beſeelte Bilder floß.

15.

Des Sinnes Adel und des edlen Worts Ausdruck
Iſt am Schriftſteller kein unweſentlicher Schmuck.

Wo dieſer iſt, muß ich den Irrenden noch achten,
Und wo er fehlt, auch den, der mich belehrt, verachten.

16.

Ein unvollkommner Leib, höchſt unvollkommner Geiſt,
Dem aber jener dient, der aber, Gott, dich preiſt.

Die Sprach', in der er preiſt, weit unvollkommner noch;
Weil' ſie dich preiſet, iſt ſie höchſt vollkommen doch.

Allein vollkommner! du machſt alles das vollkommen,
Was dir zum Preiſe thun und ſagen deine Frommen.

17.

Wem die Gedanken ſind gefüllt mit hohen Dingen,
Mag über Niedres, das vor Augen ſteht, ſich ſchwingen.

Sowie es mir gelang, im Kreis von flachen Hügeln
Die Fantaſie empor zum Götterberg zu flügeln.

Das größte aber iſt, wo Großes ausgeprägt
Im Sinn und vor dem Sinn, einander hebt und trägt.

18.

Ein himmelfliegender Gedank' iſt nie geglückt
In Hütten, deren Dach den Geiſt zu Boden drückt.

Man hat nur höhere Gedanken in Paläſten,
Wie unter Palmenſchirm und unter Zederäſten.

Gern ließ' ich Königen die ihren, dürft' ich nur
Bewohnen die Paläſt' erhabener Natur.

19.

In höchſter Sfäre wenn zu gelten iſt dein Streben,
Mußt du der Geltung dich in niederern begeben.

Was alſo zürneſt du, wenn die nicht hoch dich halten,
Die in der Sfäre nur, die du verachteſt, walten?

20.

Der Unvollkommenheit der Welt wollt' ich entrinnen,
Und tadelloſen Bau der Poeſie beginnen.

Da war auch dieſer Bau ſo wenig tadellos,
Daß er noch mehr beinah mich als die Welt verdroß.

Soll rächendes Gefühl der Schönheit ihn vernichten,
Um einen neuen auch nicht ſchönern aufzurichten?

Und wollt' ich ganz und gar vernichten ohn' — Erneun,
Müßt', unvollkommen zwar, viel Schönes doch mich reun.

So unauflöslich iſt der Bund des Schön- und Schlechten;
Laßt uns darum mit Welt und Poeſie nicht rechten.

21.

Mit Andacht geh daran, die Werke zu betrachten,
Die Andr' in Andrer Zeit, in andrer Welt vollbrachten.

Wie ſie es machten, ſchau, nicht nur *was* ſie gemacht;
Denn jenes hat ihr Geiſt, dies ihre Zeit vollbracht.

Du ſtehſt in anderm Feld und kamſt zu andrer Stunde;
Lern' mit der Alten Kunſt zu baun auf neuem Grunde.

22.

Wer ſeine Wohnung hat als Wohner oder Gaſt
In einem königlich vollendeten Palaſt;

Der fühlt vom Inbegriff der Werkvollkommenheit
Erhoben ſein Gemüth, und ſeinen Buſen weit:

Das Auge ſiehet ſich, wohin den Blick es wendet,
Vom Ebenmaß begnügt, und von dem Glanz geblendet.

Um wieviel mehr, wer ſelbſt ſich in der Mitt' empfindet
Von ſolchem Bau, vor dem ein Königsbau verſchwindet;

Von dieſem auch für dich gebauten Bau der Welt,
Den ſeines Meiſters Kunſt in ew'ger Schwebe hält;

Der nur fürs Auge ſcheint gemacht zu Luſt und Pracht,
Für den Gedanken doch undenkbar ausgedacht;

Wo Alles Wechſel iſt, und Alles Stetigkeit,
Behagen gebend und Gefühl der Sicherheit.

Geheimnißvollen Plan entwarf der Meiſter reiflich,
Und machte dieſen Plan ſelbſt deinem Geiſt begreiflich;

So weit begreiflich nur, um die Bewunderung
Zu nähren jener Kunſt, die alles hält im Schwung.

23.

Bei jedem Handwerk ſind Handgriffe zu erlernen,
Die dem Ausübenden viel Schwierigkeit entfernen.

Doch ſchwierig ſind ſie ſelbſt zu lernen, fordern jetzt
Zeitaufwand, welchen ſpät Ausübung erſt erſetzt.

Willſt du nur Einſicht, nicht Ausübung, ſo laß ſeyn
Die Kunſtgriff', und erwirb den Kunſtbegriff allein.

24.

Der Rechner, der Poet, die ſich entgegen ſcheinen
Zu ſtehn in jedem Stück, ſind ähnlich in dem einen:

Daß beide durch Vorausſetzung von Undenkbarem
Gelangen, eh man ſichs verſieht, zu Etwas Wahrem.

25.

Hyperbeln hatt' ich wol in Verſen oft gemacht,
An Mathematik doch niemals dabei gedacht.

Ellipſen hatt' ich auch, die kühnſten, mir erlaubt,
Mit Mathematik nie doch ſie verwandt geglaubt.

Parabeln waren auch wol manche mir gelungen,
Aus Mathematik doch nicht waren ſie entſprungen.

Nun treff' ich jegliche poetiſche Figur
Hier gleiches Namens an, doch gleiches Namens nur.

Zu ſchaffen machten ſo mir die grammatiſchen
Figuren nie doch wie die mathematiſchen.

Gedanken wollen oft ſich völlig paraboliſch
Verlaufen, und es wächſt Verwirrung hyperboliſch.

Und wenn ich mich verſteig' in aſtronomiſche
Gebiete, gibt es gar Verwechslung komiſche,

So daß ich manchmal kaum elliptiſch und Ellipſen
Kann unterſcheiden von Ekliptik und Eklipſen.

26.

Wo man was lernen will, iſt zweierlei im Werke,
Zuerſt daß mans verſteh', und dann daß man es merke.

Was man verſtanden hat, und nicht gemerkt dabei,
Iſt, wo man's braucht, als ob es nicht verſtanden ſei.

Was man gemerkt nur hat, wenn auch nicht gleich verſtanden;
Verſtändnis kommt ſchon nach, Gemerktes nie abhanden.

27.

Heilſame Neugier iſts, derſelben ſei befliſſen,
Von dem was andere verſteh'n, auch was zu wiſſen.

Doch wenn du es nun weißt, ſo glaube nicht, es machen
Nun auch zu können; das ſind zwei verſchiedne Sachen.

Vielmehr du ſieheſt, wenn du Einſicht recht gewannſt,
Daß und warum du nicht es auch ſo machen kannſt.

Wohl jedes ganze Werk will einen ganzen Mann,
Und der kann Alles ſchlecht, wer Alles gleichgut kann.

Das aber fördert, gibt Beſcheidenheit und Stolz:
Sogut wie der im Stein, arbeiteſt du im Holz.

28.

Du haſt mit fremder Weiſ' und Art dich eingelaſſen;
Viel beſſer war es, nie damit dich zu befaſſen.

Nun iſt ſie halb ſchon dein, kannſt ganz ſie nicht mehr laſſen;
Nichts bleibt dir als: ſie ganz und gar dir anzupaſſen.

Es iſt ein knappes Kleid, das du haſt angezogen;
Nun dehn' es dir zurecht um Bruſt und Ellenbogen!

29.

Die Lebenskraft erſchöpft ein todtgebornes Kind,
Von lebendem geneſt der Mutterſchooß geſchwind.

Den Geiſt ſo lähmen todthervorgebrachte Werke,
Lebend'gen Schöpfungen verdankt er neue Stärke.

30.

Wer etwas macht, der muß wol nehmen viel in Acht,
Was die dann überſeh'n, für die ers hat gemacht.

Das Einzle kennt nur er, das ſeine Kunſt verwoben,
Und muß zufrieden ſein, wenn ſie's im Ganzen loben.

31.

Der Himmelskräfte ſei bewußt, die dich beſeelen,
Ihr Wirken ſtöre nicht! die Wirkung wird nicht fehlen.

Wie wirkend ungeſtört, ſie heimlich ſich vermählen,
Das wird das Werk zuletzt der Wirklichkeit erzählen.

32.

In der Natur und Kunſt was man Vollendung nennt?
Daß man Unendlichkeit im Endlichen erkennt.

33.

An Jüngern lern' ich nun viel was ich hätte meiden,
Viel was ich thun geſollt, doch iſts zu ſpät zu beiden.

34.

Sο ſprach ein Mann, der ſich nicht gern ließ unterbrechen:
Zuſammen können zwei wohl ſingen, doch nicht ſprechen.

35.

Ein Weiſer ward gefragt, warum er Freundesbund
Schloß mit ſo Wenigen? davon ſagt' er den Grund:

Weil mir die Freundſchaft nur von ſolchen taugt, die ich
Kann beſſern, oder auch die beſſern können mich.

36.

Ein Freund erkältet dich, den etwas anzuregen
Nicht ſcheinet, was dir grad' am Herzen iſt gelegen;

Der ſelbſt entweder nicht davon am erſten ſpricht,
Oder, wenn du es thuſt, darin dich unterbricht.

Entweder weiß er nicht, und läßt darum dich miſſen,
Was du bedarfſt, vielleicht auch will er es nicht wiſſen.

37.

Wer irgend etwas macht, klein ſei es oder groß,
Die Andern die es ſehn, ſehn es ins Ganze bloß,

Sehn nicht ins Einzelne den d'rangewandten Fleiß,
Nicht die verborgne Kunſt, die nur der Künſtler weiß.

Zufrieden iſt er ſchon, wenns ihnen nur gefiel,
Wenn ſie nur ſeinen Ernſt annahmen als ein Spiel.

38.

Das iſt nicht große Kunſt, die Melodie der Seele
Austönen rein wie Lenzgeſang der Filomele,

Ausſingen ſein Gemüth im lieblichen Genuß,
Der Lebensfüll' und Still' ununterbrochnem Fluß.

Aushalten, das iſt Kunſt, die innre Melodie,
Wo ſie begünſtigt nichts und alles hemmet ſie;

Durchführen ungeſtört den leiſen Ton der Liebe
Durch lautes Sturmgetos' und wirres Weltgetriebe.

39.

Wenn du Gefühl gewannſt, gut, hab auch Geiſt dazu;
Wenn du nur fühlen kannſt, ſo fühl und ſchweige du.

Denn nur der Geiſt kann die Gefühle ſo entfalten,
Daß fremde Herzen ſie mit Luſt für eigne halten.

40.

Der Vorwurf trifft euch nicht, daß euch die Andacht fehlt,
Der aber, daß ſo ſchlecht ihr eure Götter wählt.

Mit Ehrfurcht nennet ihr ohnmächtige Geſellen,
Und räumet ihnen ein Altär' und Tempelzellen.

Ich will von ihrem Thron nicht eure Götzen ſtoßen,
Ihr werdets ſelber thun, was ſollt' ich mich erboßen?

Doch immer iſt mir, daß ihr treibt Abgötterei,
Ein Zeichen, daß in euch ein Gottbedürfnis ſei.

41.

Zwergmännlein, die ihr ſo vorm Maulwurfshüglein ſteht,
Daß ihr dahinter nicht die Pyramide ſeht.

Und wenn zur Seite dann ſie eure Blick' erreichen,
Seht ihr von ferne ſie dem Maulwurfshüglein gleichen.

O ſchmäht den Rieſenbau der Kunſt, des Geiſtes nur
Vorm Maulwurfshügelein gemüthlicher Natur.

Doch manch Jahrhundert wird die Rieſenbaute ſtehn,
Weil ſolche Hüglein viel entſtehn noch und vergehn.

42.

Die Klapperſchlange wird ſtraflos vom Schwein verſchlungen;
Dem Menſchen, der ſie wollt' anrühren, wärs mißlungen.

Dich Klapperſchlange mein' ich der Literatur,
Gefreſſen wirſt auch du von einem Schweine nur.

Kein edler Kämpe taugt den ſchlechten zu beſtehn;
Durch einen ſchlechteren wird dir dein Recht geſchehn.

43.

An's reine Element gewöhnt von Duft und Hauch,
Verträgt die Biene nichts ſo wenig als den Rauch.

Du kannſt durch ſcharſen Rauch ſie aus dem Stocke treiben,
Ihr voller Honigſchatz wird dir zur Beute bleiben.

Doch wie der Rauch verweht, erſteht ſie aus der Gruft,
Und füllet ihren Bau mit neuem Seim und Duft.

44.

Stets iſt der Tod der Kunſt die ſtrenge Wiſſenſchaft,
Die nur des Wiſſens hat, doch nicht des Schaffens Kraft.

Sobald als Wiſſenſchaft der Dichter und der Krieger
Betreiben ihre Kunſt, ſind ſie ſchon fern vom Sieger.

45.

Der Stolz auf alten Ruhm und Adel iſt gebrochen;
Nun hütet euch, auf Geiſt und Bildung nicht zu pochen.

Sonſt, wie die frühere Einbildung ſchlecht beſtanden,
Wird, wenns zum Treffen kommt, die ſpätere zu Schanden.

46.

Worin beſteht der Reiz, der eigne Reiz, zu ſagen
Verholen doch, was unverholen wir nicht wagen?

Willſt du, daß man den Sinn, den du verbirgſt, entdeckt?
So iſt es ja ſo gut, als ſei er nicht verſteckt.

Und willſt du, daß man nicht errathe ſeine Spitze,
So haſt du dich um nichts bemüht mit deinem Witze.

Was haſt du denn davon? nichts war die eitle Luſt,
Geſagt zu haben doch, was du verſchweigen mußt.

47.

Der Maler, wenn er juſt nicht malt, wird Farben miſchen;
Der Fiſcher flickt ſein Netz, wenn er nicht grad' wird fiſchen.

Der Krieger, wenn er heut nicht Krieg führt, putzt die Waffen;
Der Dichter, wenn er ruht, mag Reim' und Wörter ſchaffen.

Wann er dann dichtet, macht er ſich das Spiel zu Nutz
Als Farbenmiſchung, Netzgeflecht und Waffenputz.

48.

Lern' eine fremde Sprach', um Fremde zu verſtehn,
Und ſprich ſie, um zur Noth verſtanden dich zu ſehn.

Doch um dein Innerſtes verſtändlich dir zu machen,
Denk' in der Mutterſprach' und nicht in fremden Sprachen.

Sowie dein Athmen nur dein Athem kann verrichten,
Kann dein Gefühl auch nur in ſeiner Sprache dichten.

Ein Vers in fremder Sprach' iſt nur ein froſt'ger Scherz,
Oder ein trockner Ernſt, nie ein lebendig Herz.

49.

Ich kam in fremdes Land, und fand von Pflanz' und Stein,
Von Thier in Berg und Thal, von Luft und Sonnenſchein,

Von allem dieſen fand ich ſo fremdartig nichts,
Als wie die Züge ſelbſt des menſchlichen Geſichts.

Und wieder keinen Zug ſo fremde hat geſchaut
Mein Aug', als meinem Ohr erklang der fremde Laut.

Warum? Nur Aeußres iſt des Menſchen Angeſicht,
Sein Innerſtes allein die Sprache, ſo er ſpricht.

Die Sprache ſpricht es aus, im Süden und im Norden,
Wie ſehr dem Menſchen iſt der Menſch entfremdet worden.

Wird dieſe Schranken auch der Selbſtentfremdung brechen
Die Menſchheit wieder einſt, und Eine Sprache ſprechen?

50.

Was ſind die glänzenden Heroen der Geſchichte,
Wenn nicht Gemüth und Geiſt ſie umſchafft zum Gedichte?

In all der Gallerie kein Bild iſt zu entdecken,
So ganz von reinem Glanz, ſo völlig ohne Flecken;

Denn, um es zu beſchaun mit ungetrübter Luſt,
Du nicht zudichten Glanz, abdenken Flecken mußt.

51.

Iſts nicht ein Widerſpruch: großartig und pedantiſch?
Mit einem Namen doch kannſt du es nennen: dantiſch. —

Als durch den Höllenpful gieng Dante mit Virgil,
Fanden ſie eingeſtürzt der Brückenbogen viel.

Rath mußte geben ein großmüth'ger Teufel ihnen,
Wie durchzukommen ſei mit Glück durch die Ruinen.

Wohl iſt der wüſte Bau, hoff' ich, durch Gottes Gnade
Nun vollens eingeſtürzt, es iſt um ihn kein Schade.

Dem Dante gieng der Gang durch Schlamm hin; wer beflecken
Sich künftig damit will, der bleibe darin ſtecken.

52.

Wie auszufüllen ſei der grauſe Höllentrichter,
Den der Einbildungskraft aufthat der ſtrenge Dichter?

Des Purgatoriums pyramidaler Bau
Paßt grad hinein, und füllt ihn, umgeſtürtzt, genau.

So ſei die Höllenglut gelöſcht vom Fegefeuer,
Und drüber bau' im Licht ein Himmel ſich, ein neuer.

C. SPINDLER.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Es ist nichts geringes, in den Wechselfällen des Daseyns ein frisches Herz und ein kräftig Wollen zu bewahren; aber nur dieser ewig junge Muth gibt bis ins spätste Alter das ächte Bewußtseyn des Lebens, und verschönt selbst den Tod des vom Schicksal endlich überwundenen Kämpfers. –

L. Schindler

Ihro Durchlaucht
dem Fürsten zu Pückler-Muskau

Sonnabend den 18ten Febr: 1832.

Küßt man doch eine gelunge=
ne Pflanze – Zweige in Gedanke,
lobt, grüßt man sie! Wie selten
ist mir in der Welt ein Herz des
Menschen, ein Herz so gelungen u
rein erhalten vorgekommen, daß er
willig u freudig, ihm persönliche, und
den momentanen Vortheile, sicher=
lich nur seiner Ueberzeugung [illegible]
[illegible] werden muß. Ihnen, geehr=
ter Herr, danke ich das tröstliche
Schauspiel, u will mich des Ausdrucks
der Erkenntlichkeit nicht schämen;
ich muß, u will Sie [illegible] laut zurufen.
L. v. B.

welche Wirkung – ja, ein großtröstiger Morgenregen, auf dorr-dürstigem boden – wenn wir Ihnen Ihren edlen, reinen, unschuldigen, milden Stillen, u feste Vorsätze! Welcher trost, welche bürgschaft! auf der verwirrten Erde solch edle Freunde zu hinterlaßen! bürgschaft, daß mehre so sich finden werden; Zeugen zum trost, u zur Nacheiferung.

Auch ich bin hier ungewöhnlich: meine Sachen. Kann nicht mehr viel durch die neu gewonnen Einsicht rechten helfen. das weiß ich so gut, u besser, als ein 20.jähriger, der mich verhöhnt. Aber Glück auf! die alte Erde muß sich erhalten; und die kommenden Menschen besser, u geistiger sehn. Dies billet wird vom Lind aufheben, mit der Zeit Werth für Sie bekommen, in der ich nicht mehr werde schreiben können. adieu lieber Fürst! für Varnhagen ists ein Geheimniß!!!

Fr: Varnhagen.

Friedrich August Wolfs Marmorbüste,

von Friedrich Tieck.

Die wir dem Sprachbildner, den flüchtigen Stoffen, des Marmors
Hell ausstrahlende Kraft geben in plastischer Kunst:
Weihe des Geistes, die Macht der Gelehrtheit, Fülle des Scharfsinns,
Seht, – sie geben anitzt geistige Flamme dem Stein.

In Rauchs Werkstatt, 1828,

auf die Bildsäule der Königin von Preußen.

Das ist Schlummer, im Schlummer die lieblichste Fülle des Lebens,
Jugend erblühete nie schöner in Mütterlichkeit.
Schlägt sie die Augen nicht auf, die göttlichen? Regt sie die Hand nicht?
Nein; doch still! daß nicht störe das fragende Wort!

Geschrieben Berlin, den 30. März
1836.

K. A. Varnhagen von Ense.

Sinnbild.

Womit soll ich des Dichters Glück vergleichen
In dieser Zeit voll Neides und voll Kälte?
So oft schon seufzend ich die Frage stellte,
Wird heute doch mir erst das rechte Zeichen.

Zum Spiele seh ich mir die Freundin reichen
Durchlauchtigen Pokal, den Grund erhellte
Ein goldner Trank, wenn der die Adern schwellte,
Dem sollte, schien's, die bange Sorge weichen.

Wie wird sein klarer Quell die Lippen kühlen!
Ich schlürfte Süße, und lüstern würden Alle. —
Doch Wermuth mußt' ich auf dem Grunde fühlen.

So greift der Dichter nach dem Goldkrystalle;
Des Lebens Kummer hofft er wegzuspülen,
Und trinkt, um Nektar eingetauscht, Galle.

Stuttgart. Fastnacht 1836. Gustav Schwab.

Lenzfahrt – Blütenmaitag. –

Herbstnacht – Sorgenfeiertag. –

Du, mein Trost, als ich gefehlt,
Bleib mir, bleib, bis ich genest;
Bis den Wonnenschein des Mittags
Grüßt im Spätlicht meines Feiertags.

Emerentine Stadtler.

Bayerische Staatsbibliothek München

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/L.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duller, Eduard,

Deutsches Stammbuch

Carlsruhe [1837]

4 L.eleg.m. 52 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10522754-6